

UB Gießen

22


497

26

→ 95

OSR

Lustrum luxaturae

 **Priesterschicksale**

Erlebnisse, Erinnerungen und Erkenntnisse

aus schwerer Zeit (1933 – 1945)

Erzählt vom Onkel Klemens

Lust



Nur zur Benutzung  
im Lesesaal

UB GIESSEN



22 497 260

**Dr. Fritz Feuling**  
Oberstudienrat  
68 Mannheim-Feudenheim  
Josef-Bauer-Str. 37

*Oskar-Singer-Raum*

Lustrum luxaturae / Priesterschicksale



*Caron*

G. M. Z. F. O.

Visa No 744/R de la Direction de l'Education Publique  
Autorisation No 857  
de la Direction de l'Information

22.497.260

Univ.-Bibl.  
Giessen

Druck: Buchdruckerei L. Discher & Cie., vorm. Unitas, Bühl (Baden)

Lustrum luxaturae  
Priesterschicksale

Erlebnisse, Erinnerungen und Erkenntnisse  
aus schwerer Zeit (1933 – 1945)

Erzählt vom Onkel Klemens

Als Manuskript gedruckt

## Einführung und Einfühlung.

„Lustrum Luxaturae“ — Ein Zeitraum, eine Periode der Verrenkung, haben wir diese Blätter betitelt. Alfred Rosenberg hat sich in den vergangenen Jahren dieser Periode in einer Schrift „An die Dunkelmänner unserer Zeit“ gewandt. Er meinte damit die deutschen Bischöfe, die Priester, die Forscher und Gelehrten auf christlicher, besonders auf katholischer Seite. In Wahrheit ist sein „Mythos des zwanzigsten Jahrhunderts“ und die eben angeführte Schrift eine Verrenkung und Verdrehung der Geschichte, der christlichen Religion, des menschlichen Denkens und der wissenschaftlichen Arbeit, wie sie nur in den schlimmsten Zeiten der Welt- und Kirchengeschichte zu verzeichnen ist. Männer, die dem Volke das Licht der Wahrheit und des Glaubens vorantragen, wurden mundtot und unmöglich gemacht, während die wirklichen Dunkelmänner die Allmacht des Staates und der Partei ausnützten, um eine geistige Falschmünzerwerkstätte ersten Ranges zu eröffnen und jahrelang zu betreiben. Diese Blätter enthalten einen kleinen Abschnitt aus dieser Zeit. Sie schildern nicht das Gesamtgeschehen dieser Zeit und auch nicht das Schlimmste, sie zeigen in bewußter Schlichtheit, wie diese geistige und seelische Verrenkung eines Teiles unseres Volkes sich im Leben und Wirken eines Priesters und Seelsorgers ausgewirkt hat. Sie zeigen aber auch, zu welcher Seelenstärke und Treue unser katholisches Volk fähig ist. Sie sollen Mahnung und Lehre zugleich sein, damit unser Volk vor ähnlichen Irrwegen in der Zukunft bewahrt bleibe. Eines bezwecken diese Blätter nicht: Sie sind nicht aus Rachebedürfnis geschrieben, sie wollen also keine Vergeltung üben. Zur Sühne sind wir alle aufgerufen und wollen sie umso lieber leisten, als jene, die sie für begangenes Unrecht leisten sollten, nicht erkennen oder nicht leisten wollen. Wir tun das Beste und Größte, wenn wir verhindern, daß die vergangenen Jahre sich zum Schaden des Volkes und der Kirche wiederholen oder gar zu schnell dem Gedächtnis der Menschen entschwenden.

Neusatzeck, im Juni 1945.

Onkel K l e m e n s.

## 1. Die ersten Briefe nach dem Sturm.

N., den 24. 9. 33.

Lieber Onkel Klemens!

Wir kommen gerade von der Marienhöhe und haben für Sie gebetet. Nun sind wir eben beisammen und wollen Dir einige Zeilen schreiben. Wir beweinen sehr, daß unser lieber Onkel Klemens uns so schnell verlassen hat. Aber deshalb geben wir unsere Hoffnung nicht auf, und warten jeden Tag, bis unser Onkel zurückkehrt. Jeden Morgen und Abend wird unser Gebet für Dich nicht fehlen. Morgen gehen wir nach Orsingen in die hl. Messe. Dort werden wir die hl. Kommunion und die hl. Messe von ganzem Herzen für Dich opfern. Der liebe Herrgott im Himmel wird unser Gebet, das wir von ganzem Herzen zu ihm hinaufflehen, sicher erhören. Schenkt uns der Herrgott das Glück nicht, Dich wieder in unserer Mitte zu finden, so wollen wir doch weiteres Gottvertrauen pflegen. Seit Du, lieber Onkel Klemens, fort bist, dünken uns die Tage länger als die Woche, und immer wieder kommt uns der Gedanke: Kommt denn unser lieber Onkel Klemens noch nicht? Uns verläßt dieser Gedanke nicht.

Gott soll darüber richten!

In tiefer Trauer grüßen Dich herzlich

Deine lieben Bobbele

H. Hügler, L. Schroff, E. Schroff, A. Hügler, A. Felder,

H. Grundler, K. Zinsmaier, G. Hornberger.

Welches war der Anlaß für dieses Kinderbrieflein? Ich will es ganz kurz sagen. Der Pfarrer von N., der in der Erzdiözese Freiburg unter dem Decknamen „Onkel Klemens“ im „St. Konradsblatt“ und in den Konstanzer Sonntagsblättern „Wege zum Frieden“ seine Aufsätze und Zeitbetrachtungen veröffentlichte, war von der Kreisleitung und einigen störrischen Schäflein seiner Herde von seiner Pfarrei vertrieben worden. Das war geschehen am 22. September 1933, am Feste des hl. Märtyrers Landolin. Das Kinderbrief-

lein wurde schon zwei Tage darauf geschrieben, am Feste der allerseligsten Jungfrau von der Erlösung der Gefangenen. Wie das alles gekommen war und wie es sich weiter entwickelte, werden wir noch hören. Zunächst soll ein Brief angeführt werden, der von einer kleinen Schülerin verfaßt ist.

N., den 25. Sept. 1933.

Lieber Onkel Klemens !

Es tut uns sehr leid, daß Sie so unerwartet schnell von uns scheiden mußten. Sind Sie Hochwürden auch immer gesund und munter ? Ich wünsche es von Herzen, daß dies der Fall ist. Im Gebete werde ich auch Sie nicht vergessen, und besonders die Himmelskönigin um ihren Schutz bitten. Wenn es möglich ist, so kommen Sie doch wieder als Seelsorger nach N. Erst jetzt merkt man den Verlust. Es würde uns Freude machen, Sie wieder als Seelsorger hier wirken zu sehen, denn ohne Geistlichen brav und katholisch zu bleiben, das geht nicht. Besonders die Jugend trifft der Schlag schwer, da Sie, Herr Pfarrer, als Religionslehrer immer ein gutes Herz für die Kinder hatten. Wir danken Ihnen dafür herzlich, und werden Sie nicht vergessen. Hoffentlich sind Sie auch im stillen Kloster zu Gengenbach glücklich und vergessen bald den Trennungsschmerz. Denken Sie doch nichts Böses von den N. Pfarrkindern, denn es gibt auch in N. noch Leute, die für ihren Seelsorger ein gutes Herz haben. Vielleicht kommen wieder solche Tage, an denen wir mit unserem Onkel Klemens frohes Wiedersehen feiern und plaudern können. Das ist jetzt unser Herzenswunsch. Möge uns doch der Himmelsvater diesen Wunsch erfüllen ! Es fällt schwer, an der Pfarrkirche vorüberzugehen, und am Werktag in einer Nachbarpfarrei die hl. Messe anzuhören. Hoffentlich können wir bald täglich wieder einer hl. Messe in N. beiwohnen. Jetzt in der Ferienzeit geht es schon, aber die Kirche, in der der göttliche Heiland wohnt, steht jetzt die Woche hindurch fast ganz verlassen da. Wir fühlen den Verlust und hoffentlich kommt bald der Tag, an dem unser opferfreudiger Pfarrer wieder in N. einzieht, und jedes von uns mit gutem Gewissen ihm die Hand reichen kann. Dann soll alles wieder gut sein. Es soll so werden wie in den ersten Tagen, da Sie hier waren. Wir wollen die Vergangenheit vergessen und nach frohen Tagen ausschauen, an denen wir

wieder b  
nen Lebe  
Auf ei

Dieser  
lein, das  
hatte. N  
der Erw  
Kinder  
Seelsorg  
Mitbrüde  
dekan u  
gleichen

Mein  
das man  
leiden !  
wieder  
Ihrer t  
Auf

Ver  
eigentl  
darf n  
weiter  
zählen  
bei de  
tesmut  
gleitet  
uns ei  
neuen  
komm  
Kinder  
1) D

wieder beisammen sind. Viel Glück und Segen für die fern-  
nen Lebenspfade.

Auf ein frohes Wiedersehen hoffend grüßt Sie  
herzlich

M. Felder.

Dieser Brief stammt von einem kleinen altklugen Mäd-  
lein, das schon als Achtjährige bei mir Stenographie gelernt  
hatte. Man hört aus dem Brief die Reden und Gespräche  
der Erwachsenen herausklingen. Es ist bezeichnend, daß die  
Kinder als erste zur Feder griffen, um ihrem vertriebenen  
Seelsorger ihre Treue zu bekunden. Den Kindern folgten die  
Mitbrüder aus dem geistlichen Stande. Der 82jährige Ehren-  
dekan und Geistl. Rat Baumann von Bodmann schrieb am  
gleichen Tage :

Mein lieber hochw. Herr und Freund !

Meine herzliche Teilnahme an dem schweren Unrecht,  
das man Ihnen zugefügt hat. Doch „selig, die Verfolgung  
leiden!“ „Fiat voluntas Tua!“<sup>1)</sup> Hoffentlich werden Sie bald  
wieder in Ihre Rechte eingesetzt. Im Gebete gedenke ich  
Ihrer täglich.

Auf frohes Wiedersehen und freundliche Grüße

Ihr aufrichtig ergebener

F. Baumann.

## 2. Die Veranlassung zum Sturm.

Veranlassung zum Sturm gegen den Pfarrer von N. war  
eigentlich eine geringfügige, ja lächerliche Sache, aber man  
darf nicht übersehen, daß die Hauptursachen viel tiefer und  
weiter zurücklagen. Ich will die nächste Veranlassung er-  
zählen. Mein Mitbruder in Orsingen hatte mich eingeladen,  
bei der Weihe eines neuen Altares zur schmerzhaften Got-  
tesmutter die Weihepredigt zu halten. Nach der Feier be-  
gleitete er mich ein Stück Weges. Mitten im Wald begegnete  
uns eine Schar kleiner Mädchen aus meiner Pfarrei mit der  
neuen BDM-Führerin, die vor nicht langer Zeit meine Erst-  
kommunikantin gewesen war. Zum erstenmal gingen meine  
Kinder an uns vorüber, ohne zu grüßen. Ich schämte mich

<sup>1)</sup> Dein Wille geschehe!

vor meinem Nachbar, der im letzten Weltkrieg Auszeichnungen erhalten hat. Kurz entschlossen ging ich auf meine Kinder zu und fragte sie, ob sie nicht grüßen wollten. Die BDM-Führerin machte ein dummes Gesicht und die Kinder gerieten in Verwirrung. Einige sagten „Gelobt sei Jesus Christus“, andere erhoben zaghafte den Arm und sagten etwas verschämt „Heil Hitler!“ Ich sagte ihnen dann, wir Geistlichen hätten das Recht, auf der Straße dieselbe Grußform zu verlangen, wie sie im Religionsunterricht angeordnet sei, nämlich christlicher Gruß und deutscher Gruß. Dann ließen wir die Kinder ihres Weges ziehen.

Bald hörte ich, daß diese Kindergeschichte von den „Obersten der Partei“ als willkommene Gelegenheit begrüßt werde, um dem gefährlichen „Onkel Klemens“ das Genick zu brechen. Schon am ersten Mai hatte ein von auswärts bestellter Redner, der mich vorher wahrscheinlich noch nie gesehen hatte, bei der nationalen Feier in der Turnhalle schweres Geschütz gegen mich auffahren lassen, ohne damit etwas zu erreichen. Wohl um das Attentat etwas zu verschleiern, kam die BDM-Führerin am folgenden Abend zu mir ins Pfarrhaus und entschuldigte sich wegen der Unhöflichkeit der Kinder. Gleichzeitig hatte sie aber schon die Klageschrift an den Landrat gegen mich unterzeichnet. Als ich von einem Krankenbesuch zurückkam, sagten mir meine Schwestern, der Kreisleiter sei dagewesen und habe nach mir gefragt. Kurz vorher oder nachher rief mich der Dekan von Stockach am Telephon an und gab mir den etwas geheimnisvollen Rat, in den nächsten Tagen daheim zu bleiben, es liege etwas in der Luft. Ich verstand die Mahnung so, daß ich nicht verreisen sollte und sagte gerne zu. In der Pfarrei selber aber machte ich meine Krankenbesuche und hielt den Morgengottesdienst, was — wie sich später herausstellte — mein größtes Vergehen war. Am Freitag morgen, den 22. September 1933, ging ich von der Kirche heim in Begleitung eines Theologen, des späteren Missionsarztes Dr. Straubinger. Schon von ferne sahen wir beim Rathaus ein Personenauto und verdächtige Gestalten. Im Pfarrhaus angekommen, ging ich ans Telephon und rief den Landrat an. Ich erhielt die Weisung, ich solle ruhig daheim bleiben, der Landrat werde jemand zu meinem Schutze schicken. Kaum eine halbe Stunde später erschienen der Kreisleiter Amann, ein Oberwachtmeister und der kommissarische Bürgermeister B. bei mir und erklärten, ich möchte freiwillig mitfahren

ins Land  
Veranlas  
Schuld t  
schlosser  
Oberwac  
gerungsf  
der Gew  
sah, ma  
behande  
„Provoz  
glaube,  
ab, fast  
standen  
freude  
letzten  
schmerz

Die  
nicht ei  
sich ni  
zu fah  
teren T  
sen. Ic  
Haupte  
len?“  
zum L  
begrüß  
denn s  
zog ein  
Protest  
deutsch  
Das w  
zuerst  
lerin B  
Ich üb  
„Das l  
Herrn  
mir, al  
Kreisle

ins Landratsamt. Ich erklärte den Herren, ich hätte keine Veranlassung, ihnen zu folgen, denn ich sei mir keiner Schuld bewußt und zudem sei ich durch das kaum abgeschlossene Konkordat vor Willkür geschützt. Erst als der Oberwachtmeister mir freundlich zu verstehen gab, im Weigerungsfall müßte er zur Verhaftung schreiten, erklärte ich, der Gewalt zu weichen. Als ich das Auto vor dem Pfarrhaus sah, machte ich eine scherzende Bemerkung, daß ich so nobel behandelt würde, worauf der Kreisleiter giftig antwortete: „Provozieren Sie nicht!“ Darauf gab ich kurz zurück: „Ich glaube, die Provokation liegt auf Ihrer Seite.“ So fuhren wir ab, fast unbemerkt von der Bevölkerung. Einige Eingeweihte standen an der Straße und konnten eine gewisse Schadenfreude nicht unterdrücken, einige Gutgesinnte erfaßten im letzten Augenblick die Situation und schickten mir einen schmerzlichen Gruß aus den Fenstern herüber.

### 3. Das Verhör.

Die Erlebnisse in Stockach an diesem Freitag entbehrten nicht einer gewissen Komik. Meine „Schutzengel“ getrauten sich nicht, mit mir durch die Hauptstraße der Narrenstadt zu fahren, sie bogen vielmehr ab und hielten an der hinteren Tür des Landratsamtes. Aber die Türe war geschlossen. Ich sagte etwas boshaft: „Warum sollen wir nicht zum Haupteingang hineingehen, wir haben doch nichts gestohlen?“ Und schon ging ich allein voraus und kam auch zuerst zum Landrat, der mich mit einer unbehaglichen Miene begrüßte. Ich durfte aber Platz nehmen und das war schön, denn sitzend kann man viel besser sprechen. Der Landrat zog ein Papier hervor und sagte: „Es ist aus Ihrer Pfarrei ein Protestschreiben gekommen, weil Sie den BDM-Mädchen den deutschen Gruß verboten hätten, Sie können es selbst lesen.“ Das war wirklich nett. Ich nahm das Schreiben und schaute zuerst nach der Unterschrift. Diese war von meiner Schülerin Klara G. Der Inhalt war indes von andern aufgesetzt. Ich überflog das Schreiben und bemerkte dem Landrat kurz: „Das läßt sich ganz leicht feststellen. Lassen Sie, bitte, den Herrn Pfarrer von Orsingen als Zeugen rufen, der war bei mir, als ich den Kindern begegnete.“ Der Landrat schaute den Kreisleiter fragend an und der Kreisleiter fühlte, wie ihm

ein Trumpf aus der Hand genommen wurde. Mit verhaltenem Grimm meinte er: „Nun ja, die Sache mit dem Gruß kann ja anders gewesen sein, aber wir besitzen genug Material gegen Sie, denn Sie haben unsere Bewegung auf das schärfste bekämpft.“ Ich erklärte ihm, daß das mein gutes Recht gewesen sei, daß ich nicht als Parteimann gekämpft hätte, sondern daß ich als katholischer Priester nur den Auftrag der deutschen Bischöfe ausgeführt und die Irrlehren des Nationalsozialismus bekämpft hätte. Da platzte er wütend heraus: „Sie sind viel weiter gegangen als die Bischöfe.“ Ich entgegnete: „Wenn Sie im Sinne des Führers handeln wollen, dürfen Sie mich deswegen überhaupt nicht zur Rechenschaft ziehen, denn der Führer hat gesagt, es soll ein dicker Strich unter die Vergangenheit gezogen werden, damit die Außenstehenden mit Liebe gewonnen werden.“ Darauf war er nicht gefaßt und so kam eine neue schwere Anklage: „Sie haben die über Sie verhängte Hausschutzhaft nicht gehalten, haben sogar heute morgen Gottesdienst gehalten.“ Er sah wohl mein Erstaunen, als ich fragte: „Hausschutzhaft? Ich in Hausschutzhaft? Seit wann und durch wen?“ Der Landrat suchte zu vermitteln und gab zu verstehen, er habe den Dekan beauftragt, mir die Verhängung der Hausschutzhaft mitzuteilen. Ah, jetzt verstand ich das geheimnisvolle Telefongespräch mit der Mahnung, daheim zu bleiben. Das hatte ich in meiner Unschuld falsch verstanden, bin aber bis heute froh darüber. Da mit diesem Vergehen auch nicht viel anzufangen war, warf der Kreisleiter siegesbewußt ein: „Überhaupt sind Sie schuld an den vielen Kommunisten in N.!“ Darauf hatte ich ja nur gewartet. Fast schadenfroh entgegnete ich: „Herr Kreisleiter, kurz vor meinem Aufzug in N. war eine Wahl, bei der 100 Kommunisten heraussprangen. Habe ich das verschuldet, bevor ich dort war?“ Und nun machte ich ihm eine vergnügliche Rechnung vor: „Bei dieser Wahl im März hat das Zentrum seine Stimmzahl voll bewahrt, die liberalen Parteien dagegen und vor allem die Kommunisten haben ihre Stimmen bis zu 50% und darüber verloren und aus diesen Stimmen ist Ihre nationalsozialistische Partei in N. geworden.“ Verzweifelt erhob er sich und sagte: „Herr Landrat, machen Sie, was Sie wollen.“ Und schon war er verschwunden.

Als  
sehr fre  
mir. E  
wunder  
haft sin  
für Sie  
die An  
abzula  
Ministe  
pfarrha  
hen m  
Schreib  
dem H  
forderu  
schen  
Der K  
aufstar  
Tisch  
komm  
gen fo  
bin ic  
Kreis  
nichts  
Rufe  
die zw  
Sie m  
mögli  
auf d  
fragte  
junge  
hier  
drauf  
ins Z  
Ihner  
nur  
Die I  
einig  
Geist  
hätte  
Seufz

#### 4. Erneuter Sturm.

Als der Kreisleiter sich entfernt hatte, wurde der Landrat sehr freundlich und meinte: „Sie waren vor einer Woche bei mir. Erinnern Sie sich noch, daß ich zu Ihnen sagte: „Ich wundere mich, Herr Pfarrer, daß Sie noch nicht in Schutzhaft sind?“ Und er fügte hinzu: „Diese Suppe ist schon lange für Sie gekocht.“ Er rief dann den Herrn Dekan herbei, um die Angelegenheit so weit wie möglich auf dessen Schultern abzuladen. Ich diktierte ihm noch ein Protokoll für das Ministerium, dann spazierte ich seelenruhig ins Dekanatspfarrhaus. Da der Herr Dekan bis 12 Uhr in die Schule gehen mußte, besorgte ich ihm bis zu seiner Rückkehr einige Schreibarbeiten. Kurz vor 12 Uhr wurde es unruhig vor dem Haus, ich hörte einigemal meinen Namen mit der Aufforderung, herunterzukommen. Vorsichtig schaute ich zwischen den Vorhängen durch. Meine Ahnung war bestätigt. Der Kreisleiter hatte diese Pause benutzt, um einen Volksaufstand ins Werk zu setzen. Ich setzte mich wieder an den Tisch und schrieb weiter. Da klopf es. Zur Tür herein kommen zwei blutjunge Bürschlein in Parteiuniform und fragen forsch: „Ist der Pfarrer von N. hier im Haus?“ — „Das bin ich“, gab ich zur Antwort. — „Sie sollen sofort auf die Kreisleitung kommen.“ — „Ich habe auf der Kreisleitung nichts zu tun.“ Die Bürschlein zogen ab. Man hört wieder Rufe und Schimpfnamen. Es klopf wieder. Wieder sind es die zwei Bönzlein. „Der Herr Landrat hat eben telephonierte, Sie möchten ins Landratsamt kommen.“ Das war immerhin möglich. Ich ging zögernd in den ersten Stock hinab, aber auf der Treppe begegnete mir mein Oberwachtmeister und fragte, wohin ich gehen wolle. Als er die Anmaßung der jungen Kerlchen erfuhr, hauchte er sie scharf an: „Ihr habt hier überhaupt nichts verloren.“ Und schon waren sie draußen. Mir sagte er nun freundlich: „Gehen Sie hinauf ins Zimmer und gehen Sie nicht ans Fenster, damit man Ihnen nicht Provokation vorwerfen kann.“ Ich hörte dann nur ein lebhaftes Hin und Her und dann wurde es still. Die Meute hatte sich verzogen. Der Landrat hatte noch einige Gendarmen beigezogen und erklärte, er werde keinen Geistlichen ins Gefängnis stecken, der sich nichts zuschulden hätte kommen lassen. Später erfuhr ich, daß einige den Seufzer ausgestoßen hätten: „Es ist schade, wenn er — ge-

meint war ich — nur 10 Minuten wenigstens im Gefängnis gewesen wäre.“

Wie ist es aber zu diesem „Volkssturm“ gekommen? Der Kreisleiter hatte nach Wahlwies, Orsingen und in meine Pfarrei gerufen, die SA solle sofort mit Auto kommen, natürlich ohne Angabe des wahren Zweckes. In meiner Pfarrei ging einer der elendesten Windbeutel herum mit der Einladung: „Sie sollen nach Stockach kommen, es gäbe ein Gaudi.“ Die Orsinger kehrten wieder um, als sie hörten, worum es sich handelte, die Wahlwieser blieben, denn sie hatten einen Zorn auf mich, weil ich in ihrer Gemeinde eine Marianische Kongregation und einen Jungmännerbund hatte gründen helfen.<sup>1)</sup> Nach dem kläglichen Ausgang der Demonstration konnte man im Stockacher Blättchen lesen: „Vor dem Pfarrhaus in N. habe sich eine große Volksmenge eingefunden, um zu demonstrieren, weil der böse Onkel Klemens den deutschen Gruß verboten habe.“ Daß die Volksmenge im Stockacher Blättle in N. und nicht in Stockach demonstrierte, kam davon, weil der Artikel schon geschrieben war, bevor die Bombe platzte. So machte denn dieser grundirrig Bericht die Runde durch die ganze Presse. Überall wußte man von diesem Volksauflauf, nur in meiner Pfarrei wußte man nichts davon. Es begann bei vielen zu dämmern, wie es mit der Wahrheitsliebe und mit dem Gerechtigkeitssinn der neuen Volksbeglucker stehe.

## 5. Athanasiusschicksal.

Nach dem Abzug der mutigen Demonstranten kam der Landrat ins Dekanat herein und hielt mir eine väterliche Mahnrede des Inhaltes, wenigstens für den Augenblick nicht in meine Pfarrei zurückzukehren. Er sagte ungefähr: „Ich kenne Ihre Jungmänner, daß sie geschlossen hinter Ihnen stehen. Gehen Sie heim, so gibt es Zusammenstöße, einige von Ihren Jungmännern kommen dann auf den Heuberg ins Konzentrationslager, Sie aber werden für alles verantwortlich gemacht.“ Der Dekan, der es gut mit mir meinte, pflichtete bei und meinte: „Du kannst doch für die Zeit der Herbstferien ins Mutterhaus Gengenbach, wo Du früher als Spiritual gewirkt hast.“ Ich entschloß mich zu diesem

<sup>1)</sup> Bei der Gründungspredigt kam es zu einem dramatischen Auftritt in der Kirche. Ein Dutzend Nationalsozialisten suchten die Predigt durch verabredete Hustenchöre zu stören. Als dies nicht gelang, verließen sie ostentativ die Kirche.

Opfer, ab  
keine Fer  
ins Haus  
liebenswü  
Anna, die  
greifen, d  
hatte ich  
den Schn  
den Ober  
tat. Auc  
fuhr dan  
Als ich a  
dort scho  
mir erst  
ruhig, w  
Exerzitie  
was ich  
Schweste  
alten Sp  
auf, gab  
den Sch  
blatt, di  
dem Ur  
„Onkel  
Wer sich  
den Sinn  
Bischof  
ren meh  
Trier. J  
tes mach  
meinem  
mir ste  
lachte.  
bin es.“  
gelesen,  
sonst n  
meinem  
wahren  
lebte id

Opfer, aber ich ahnte deutlich, daß die Wut meiner Gegner keine Ferien kennen werde. Trotz der schweren Unruhe, die ins Haus gekommen war durch mich, wurde ich als Gast in liebenswürdiger Weise zu Tisch geladen. Meine Schwester Anna, die mir den Reisekoffer brachte, konnte es nicht begreifen, daß ich noch essen könne. Auf 3 Uhr nachmittags hatte ich ein Auto bestellt, das mich nach Sigmaringen auf den Schnellzug bringen sollte. Zu meiner Sicherheit lud ich den Oberwachtmeister ein, mitzufahren, was er auch gerne tat. Auch meine Schwester fuhr mit bis Sigmaringen und fuhr dann schweren Herzens zur verwaisten Herde zurück. Als ich abends um 9 Uhr in Gengenbach ausstieg, war ich dort schon angemeldet. Die mitleidige Gastschwester gab mir erst einen stärkenden Trunk. Ich schlief jene Nacht so ruhig, wie selten in meinem Leben. Man hatte mir im Exerzitenhaus ein schönes Zimmer hergerichtet mit allem, was ich brauchte. Selbst das Telephon fehlte nicht. Die Schwestern begrüßten mich mit großer Herzlichkeit als ihren alten Spiritual. Ich nahm wieder meine einstige Tätigkeit auf, gab sogar Religionsunterricht und Lebenskunde bei den Schülerinnen auf dem Abtsberg. Auch mein Sonntagsblatt, die „Wege zum Frieden“ redigierte ich weiter, nur mit dem Unterschied, daß ich meine Aufsätze nicht mehr mit „Onkel Klemens“ unterschrieb, sondern mit „Athanasius“. Wer sich in der Kirchengeschichte auskannte, wußte sofort den Sinn dieses Wortes. Athanasius war im 4. Jahrhundert Bischof von Alexandrien und mußte in den arianischen Wirren mehrmals in die Verbannung gehen. Er kam bis nach Trier. Am ersten Morgen meines Gengenbacher Aufenthaltes machte ich einen Spaziergang. Eine Frau, die früher in meinem Haus gewohnt hatte, begegnete mir. Sie blieb vor mir stehen, wie wenn sie einen Geist sehen würde. Ich lachte. „Ja, sind Sie es wirklich?“ fragte sie. „Gewiß, ich bin es.“ „Denken Sie, eben hat mein Mann in der Zeitung gelesen, Sie seien in Schutzhaft.“ Und sie erzählte, was sonst noch in der Zeitung stand über den Volksauflauf vor meinem Pfarrhaus. Als ich ihr kurz Aufschluß gab über den wahren Sachverhalt, war sie empört. Ähnliche Szenen erlebte ich nun täglich mehrmals.

## 6. Trost in der Verbannung.

Ein großer Trost war mir die väterliche und entschiedene Stellung und Haltung unseres Erzbischofs Dr. Konrad Gröber. Schon in den ersten Tagen meines Exils erhielt ich einen Brief von ihm, der überaus sympathisch und warmherzig gehalten war. Er hat folgenden Wortlaut:

Der Erzbischof  
von Freiburg.

Freiburg i. Br., den 1. Oktober 1933.

Hochwürdiger, lieber alter Schüler!

Zu meinem schmerzlichen Bedauern habe ich in den Tagen, in denen ich an einer Grippe laborierte, von Deinem Schicksal gehört. Wir haben sofort in Karlsruhe die nötigen Schritte unternommen und Deinen Bericht zum Steuer der Wahrheit eingesandt. Wie lange es geht, bis wir von Karlsruhe Nachricht erhalten, weiß ich freilich nicht. Wir werden auch überlegen, ob es für Dich ratsam ist, aus eigenem Antrieb Deine Pfarrei wieder aufzusuchen. Was ich heute aus dem Bericht Deines Hochwürdigen Herrn Dekans entnommen habe, ermutigt mich zu einem derartigen Ratschlag nicht. Es wäre aber verkehrt, das als Schwäche zu deuten. In allen Fällen haben wir vielmehr das Wohl der Hochwürdigen Herren selbst und ihrer Pfarrgemeinde im Auge. Dazu kommt, daß im Ernstfall selbst unsere besten Gemeinden versagt haben. Die Regierung selbst hat schon des öfteren erklärt, daß sie den Herren die Rückkehr in ihre Pfarrgemeinden nicht verwehren könne, fügte aber immer hinzu, daß sie jegliche Verantwortung für das, was sich evtl. aus einer Rückkehr ergebe, ablehnen müsse. In jedem Fall wollen wir sehen, wie die Verhältnisse in N. sich entwickeln. Manche geistliche Herren muten uns zu, über solche Gemeinden das Interdikt zu verhängen. Auffällig ist, daß kein einziger Bischof Deutschlands, auch der von Speyer nicht, zu diesem Mittel gegriffen hat. Tatsächlich straft man damit nur die eifrigen Katholiken. Und bei allem, was man unternimmt, wird man sich zuerst fragen müssen, ob man in der Lage ist, es auch durchführen zu können. Eine Straf-

verhängung, die in absehbarer Zeit wieder zurückgenommen werden muß, erfüllt ihren Zweck nicht. Es scheinen überhaupt manche Herren in ihrer Kurzsichtigkeit die heutige Lage falsch zu beurteilen, um daraus dann auch wieder falsche Urteile über das Verhalten der Kirchenbehörde zu fällen. Die Herren werden später einmal einsehen, daß ihre Methode nicht zweckdienlich gewesen wäre. Wie sehr ich unter diesen Dingen, die meinen Klerus treffen, täglich leide, brauche ich Dir nicht zu versichern. Trage Deine Verbannung aus übernatürlichen Gründen. Gott weiß, warum er sie über Dich verhängt. Sicher nur zu Deinem Besten und zum Besten der Kirche.

Indem ich Dich herzlich grüße und segne, verbleibe ich

Dein treu ergebener

Conrad

Erzbischof.

Die Antwort, die ich unserm Erzbischof auf seinen teilnehmenden Brief geschrieben, will ich ebenfalls dem Leser mitteilen.

Mutterhaus Gengenbach, den 2. Okt. 33.

Hochwürdigster, lieber Herr Erzbischof!

Exzellenz!

Mit herzlichster Freude und innigstem Dank habe ich heute Ihre Zeilen erhalten. Mein Geschick ist hart, ich habe für die Kirche gekämpft und den letzten Pfennig für meine Pfarrei geopfert, so daß ich heute nichts habe als Schulden, aber ich war noch keine Stunde unglücklich oder unzufrieden. Noch selten war auf dem Grunde meiner Seele ein so tiefer Friede wie in diesen Tagen der Prüfung. Ich arbeite hier, wie wenn nichts geschehen wäre. Von N. erhalte ich fortwährend Kundgebungen der Treue und Anhänglichkeit. Ein Kind schreibt, wie jeden Morgen 40—60 Personen nach Orsingen in die hl. Messe gehen, wie am Sonntag den ganzen Tag die Leute auf der Marienhöhe vor dem Bild der Gottesmutter für ihren Seelsorger beten. Sechs Jungmänner waren be-

reits hier, um nach mir zu sehen. Der Stiftungsrat wollte eine Unterschriftensammlung veranlassen, um Ihnen die wahre Stimmung der Pfarrei mitteilen zu können. Es wurde verboten. Der Präfekt des Jungmännerbundes, ein prächtiger und begabter Jungmann, wurde ins Gefängnis gesteckt. Kein Mensch weiß, warum.

Wenn ich mich ehrlich frage, welches die tiefsten Gründe dieses Sturmes sind, kann ich sie nur im aufblühenden Leben der Pfarrgemeinde finden. In den 7½ Jahren meines dortigen Wirkens ist die Kommunionziffer um das achtfache gestiegen, Jugend- und Jungmännerbund, Mütterverein und Kongregation, Marienritterorden und Jungschar arbeiteten frisch und freudig. Im Pfarrhaus hatten wir ein schönes Jugendheim, das ich selbst fast ganz bezahlte. Im vergangenen Herbst gingen wir an den Bau des Gemeindefaales und Kindergartens. Damals erhielten Sie von einer kleinen Gruppe ein Protestschreiben, in welchem der Satz stand: „Wir werden dem Bau der Kinderschule den stärksten Widerstand entgegensetzen.“ Jeglicher Widerstand ging von dieser kleinen Gruppe aus, die trotz ihrer nationalen Gesinnung mit den Kommunisten ein Herz und eine Seele war. Ich habe oft Zugeständnisse gemacht und habe erst vor kurzem mit dem Turnverein ein Arbeitsprogramm aufgestellt. Die Vorstände des Turnvereins wurden dafür bei der Kreisleitung verklagt. Das Mädchen, das die Unterlagen gegen meine Person wegen der angeblichen Grußverweigerung geliefert hat, ist die Tochter eines Wirtes, der vor 6 Jahren dem Kommunistenführer Bock sein Lokal zur Verfügung gestellt hat, damit er eine Rede über Konnersreuth halte.

Noch heute ist die große Mehrzahl der Pfarrgemeinde treu hinter mir. So lange diese Mehrheit nicht auf mich verzichtet, würde ich es für Feigheit halten, auf meine Pfarrei zu verzichten. Ich glaube eine solche Entschiedenheit auch der Kirchenbehörde und meinen Mitbrüdern schuldig zu sein. Wie ich gestern vom Herrn Pfarrer von Bohlingen erfahren habe, wächst der Appetit in der Seegegend, einer Reihe von Geistlichen dasselbe Schicksal zu bereiten. Was der Klerus nicht begreifen kann, ist die völlig unwahre Berichterstattung in den Zeitungen und die angebliche Ohnmacht der Regie-

rung,  
endgü  
Pfarre  
dem S  
zogen.  
gen, l  
ersch  
ten, w  
wilde  
dersel  
landa  
sehen  
vogel  
Tätig

An  
zeugu  
ten K  
die s  
insbe  
unser  
Im P  
Ordi  
leich  
Regi  
könn  
Alle  
Kult  
ziehe  
freun

I  
über  
viel  
Die  
für  
Situ  
ich  
Meir  
Sege

rung, diesen wilden und künstlichen Demonstrationen ein endgültiges Ende zu bereiten. Nur in meiner eigenen Pfarrei weiß man die Wahrheit. Die Demonstration vor dem Stockacher Pfarrhaus war an den Haaren herbeigezogen. Zwei junge Leute, die in mein Zimmer eindringen, kannten mich nicht einmal. Als die Gendarmerie erschien, verschwanden die bestellten Demonstranten, wie sie gekommen waren. Würde die Regierung diese wilden Aktionen entschieden verbieten und die Anstifter derselben in Schutzhaft nehmen, dann wäre es landauf, landab ruhig. Nimmt sie aber auch weiterhin eine zusehende Stellung ein, dann werden wir Geistliche vogelfrei und sind vollkommen gelähmt in unserer Tätigkeit.

Andererseits stimme ich Ew. Exzellenz zu in der Überzeugung, daß mit dem Interdikt auch tatsächlich die guten Katholiken getroffen würden. Ich habe auch immer die schwierige Stellung der Kirchenbehörde anerkannt, insbesondere sind wir Geistliche fest überzeugt, daß unser Oberhirte alles tut, um seine Priester zu schützen. Im Klerus wurde schon davon gesprochen, ob das Erzb. Ordinariat nicht über den Weg der Reichsregierung, vielleicht durch Vermittlung des Vatikans, unsere Badische Regierung zu einer klaren Stellungnahme veranlassen könnte. Ich weiß ja nicht, ob solche Wege möglich sind. Alle aber sind der Meinung, daß ein kurzer und harter Kulturkampf einem langen und schleichenden vorzuziehen sei, zumal der letztere im Gewande der Kirchenfreundlichkeit erscheine.

Ich befolge Ihren Rat und fasse meine Verbannung übernatürlich auf. Ich pastoriere mit Gebet und Opfer viel erfolgreicher als durch das unmittelbare Apostolat. Die Nachbarggeistlichen verteilen sich gerne in der Arbeit für meine Herde. Gott kann mit einem Schlag die Situation ändern. Im unbedingten Gottvertrauen warte ich die Zukunft ab. Ich werde auch täglich in Ihrer Meinung beten und opfern. Mit herzl. Dank für den Segen und mit dem Versprechen unwandelbarer Treue

bin ich Ew. Excellenz gehorsamster

Kl. St., Pfarrer.

Ein Nachbarspfarrer ließ mir schon am 26. Sept. ein Trostbrieflein zukommen, in welchem es u. a. heißt :

„Ich nehme innig Anteil an Deinem herben Geschick. Wenn ich auch weiß, daß Dir der gute Humor über vieles hinweghilft, so wirst Du unter diesem beelendenden Vorgang doch leiden müssen. Mich hat es so erschüttert, daß ich in jener Nacht nicht schlafen konnte. — — Wenn Du so sang- und klanglos wegmüßtest, ohne daß eine Person von N. dagegen protestierte — so abhängig sind ja doch nicht alle — verdient N. mindestens ein Vierteljahr keinen Pfarrer mehr. — — Wenn Freiburg nicht diese mildeste Art von Interdikt in N. in Anwendung bringt, dann werden noch viele das gleiche Los mit Dir teilen müssen. — —

Wahrlich, Du hättest in N. etwas anderes verdient !  
Oremus pro invicem.<sup>1)</sup>

S.

Reger.“

Ein tapferer Mann war in meiner Pfarrei der invalide Kirchenrechner. Schon am 27. September schrieb er mir die herzlichen Worte :

„Tiefergriffen durch die Umstände, unter denen Sie, hochw. Herr Pfarrer gezwungen wurden, den Ihnen so lieb gewordenen Wirkungskreis unter uns Katholiken zu verlassen, fühle ich mich vor Gott und meinem Gewissen verpflichtet, Ihnen meine herzliche Teilnahme auszusprechen und den Lenker aller Geschicke zu bitten, daß er alles zum Guten lenke. Im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung werden Sie die Kraft finden, die Heimsuchung zu ertragen. Mit heiliger Entrüstung haben die Katholiken von N. die Kunde von Ihrer Vertreibung aufgenommen und so mancher, der bisher gleichgültig beiseite stand, ist aufgerüttelt worden. Wir werden nichts unversucht lassen, um Ihnen, hochw. Herr Pfarrer, die Rückkehr zu uns zu ermöglichen. Wir wissen ganz gut, mit welcher Liebe Sie an N. und Ihren Pfarrkindern hängen, und wir hoffen, daß Sie auch zurückzukehren gewillt sind. Der Kath. Stiftungsrat hat sich bereits in einem Schreiben an den hochwürdigsten Herrn Erz-

<sup>1)</sup> Wir wollen füreinander beten,

bischo  
erlaub  
gutges  
bereit  
an un  
Staats  
Sache  
In

Mein  
schrift ha  
des Kreis  
fall, den  
Abschnitt  
tungsrate  
In der Ei  
Pfarrer S  
wollender  
giösen Le  
verstande  
lige kath  
Einrichtu  
ken habe  
munion,  
der Mari  
war, die  
endlich c  
Mehr ab  
segensrei  
weisen.  
rer verst  
Liebe un  
nur bis z  
hinein.“  
Jugendsc  
Marienri  
fuhr dan  
führten  
ergriffen  
Kunde s  
Seelsorge

bischof gewandt, das ich Ihnen in Abschrift beizulegen erlaube. Eine größere Kundgebung von seiten aller gutgesinnten Pfarrkinder an den Herrn Erzbischof ist bereits in Vorbereitung und geht in den nächsten Tagen an unseren Oberhirten ab mit der Bitte, sich bei der Staatsregierung dafür einzusetzen, daß diese unliebsame Sache beigelegt wird.

In treuer Ergebenheit grüßt Sie

Martin, Kirchenrechner.“

Mein Antwortschreiben, von dem ich leider keine Abschrift habe, wurde an der Post in N. von den Verbündeten des Kreisleiters abgefangen und führte zu einem Zwischenfall, den ich später berichten werde. Es soll unter diesem Abschnitt das oben angeführte Schreiben des Kath. Stiftungsrates vom 26. September im Auszug mitgeteilt werden. In der Einleitung bemerkt der Stiftungsrat: „Hochw. Herr Pfarrer St. hat in seiner lebenswürdigen, jedermann wohlwollenden, treuherzigen Art, mit seinem biederen tiefreligiösen Lebenswandel und edlen Charaktereigenschaften es verstanden, die Herzen aller Edeldenkenden für unsere heilige katholische Religion zu entflammen.“ Dann werden die Einrichtungen aufgezählt, welche die Pfarrei ihm zu verdanken habe: die Einführung der Frühmesse, der Ständekommunion, die Verschönerung der Pfarrkirche, die Errichtung der Marienhöhe, die zu einem Wallfahrtsplätzchen geworden war, die Errichtung eines großen, 12 m hohen Höhenkreuzes, endlich der Bau der Kinderschule und des Gemeindesaales. Mehr aber noch lag dem Stiftungsrat am Herzen, auf die segensreiche Tätigkeit ihres Pfarrers bei der Jugend hinzuweisen. „In ganz besonderer Weise hat es unser Herr Pfarrer verstanden, die Jugend um sich zu scharen. Mit großer Liebe und Verehrung hängen sie an ihm, und zwar nicht nur bis zur Schulentlassung, sondern bis in das reifere Alter hinein.“ Es wird dann hingewiesen auf die Gründung der Jugendschar, des Jugend- und Jungmännerbundes, des Marienritterordens, der Marianischen Kongregation usw. Er fuhr dann fort: „Ew. Exzellenz werden nach all dem Angeführten mitfühlen, von welchem Kummer Groß und Klein ergriffen wurde, als am letzten Freitag, den 22. d. M. die Kunde sich in der Pfarrei verbreitete, daß unser geliebter Seelsorger in Schutzhaft genommen worden sei.“ Zum Schluß

wird der Erzbischof ersucht, für die Rückkehr des vertriebenen Pfarrers sich einzusetzen.

Mitten zwischen diesen trostvollen Äußerungen dankbarer Pfarrkinder — wir werden in einem eigenen Abschnitt besonders schöne Proben mitteilen — steht wie eine schmerzliche Dissonanz eine Benachrichtigung des Erzb. Ordinariats in Freiburg, die so lautet: „Wir erteilen Ew. Hochwürden vorerst den nachgesuchten Urlaub von drei Wochen. Sie wollen uns jeweils über Ihren Aufenthalt Mitteilung machen. Vor einer Rückkehr in Ihre Pfarrei wollen Sie besondere Weisung von uns einholen. Wir bemerken ausdrücklich, daß das Kultusministerium von uns Ihre Versetzung verlangt hat, weil Sie in Ihrer Vergangenheit durch Ihre schriftstellerische Tätigkeit dem Nationalsozialismus gegenüber zu sehr belastet seien.“ Das Schreiben ist datiert vom 26. Sept. 1933, also 4 Tage nach dem berühmten Volksauflauf. Man sieht, es war alles vorbereitet bis ins Kultusministerium hinein.

## 7. Die verwaiste Herde.

Wenn eine Pfarrei plötzlich ihres Seelsorgers beraubt wird, erkennen die Leute besser als durch jede Predigt, was der Priester für sie, für ihr Leben und Sorgen, für ihre Kinder und ihre Kranken war. Ich hatte zwar immer dankbare Pfarrkinder, aber man hielt das Arbeiten und Opfern des Seelsorgers doch für etwas Selbstverständliches und dachte vielleicht mehr an das Schöne, was ein geistlicher Herr habe: er bekomme nie schmutzige Hände, dürfe immer im Sonntagsrock ausgehen und habe eigentlich schon Feierabend, wenn er seine heilige Messe gelesen habe. Wie oft haben meine Pfarrkinder, wenn sie mich durch ihre Felder gehen sahen, mir freundlich zugerufen: „So, Herr Pfarrer, gehen Sie spazieren!“ Während meiner schweren Erkrankung im Jahre 1928 begleitete mich meine verstorbene Schwester Anna auf einem kleinen Spaziergang. Am Bahnhof waren einige Arbeiter mit dem Abladen eines Güterwagens beschäftigt. Da hörten wir recht deutlich einen sagen: „Ja, die Pfarrer haben es doch gut, die können unter dem halben Tag spazieren gehen und wir müssen schuften.“ So stieg ich denn einmal auf die Kanzel und erklärte meinen aufmerksamen Zuhörern den Unterschied zwischen körperlicher und geistiger Arbeit mit ihren verschiedenen Auswirkungen auf

Gesundheit  
chem „sch  
könne als  
ihren Pfar  
wissenscha  
oder dem  
an so man  
Wölfe war  
Hirten ver  
seinen Ge  
mich in d  
ihrer Seel  
tember ha  
Gestern w  
Sonntag n  
bach zurü  
mir die N  
sorger ge  
Wenigster

Die Kir  
weinten  
Brüder  
Köpfe h  
des göttl  
seinem I  
so vielen  
Hölle ist  
in einem  
mäßigen  
Pater wo

Hochv  
Sie gebe  
sie mit e  
versteht  
gewiß le  
Schweste  
glaube, e  
verstehe  
guten Fr  
Ich me  
Und wer  
einen G

Gesundheit und Nervenkraft, erklärte ihnen, daß hinter manchem „scheinbaren Spaziergang“ mehr Anstrengung stecken könne als hinter mancher „lauten Arbeit“. — Jetzt sahen sie ihren Pfarrer nicht mehr mit dem Brevier oder sonst einem wissenschaftlichen Buch über die Feldwege der Marienhöhe oder dem Herpelekreuz zupilgern. Jetzt erinnerten sie sich an so manches, was er ihnen gesagt und „prophezeit“ hatte. Wölfe waren in die friedliche Herde eingebrochen, hatten den Hirten vertrieben und rächten sich nun nach Herzenslust an seinen Getreuen. Da machten sie sich auf und besuchten mich in der Verbannung oder sie schrieben mir, was auf ihrer Seele lastete. Ein sehr feines Briefchen vom 26. September hat folgenden Text: „Hochwürdiger Herr Pfarrer! Gestern war ich im Pfarrhaus in Nenzingen. Doch schon am Sonntag nachmittag, nachdem die jungen Leute von Gengenbach zurückgekehrt, hat die „Göttin“ (Patin) von Willi Maier mir die Nachricht überbracht, daß unser vielgeliebter Seelsorger gesund sei. „Gott sei Dank“, sagten wir erleichtert. Wenigstens soviel.

Die Kinder kamen am Freitag aus der Schule mit rotgeweinten Augen, wir mußten nur mit ihnen weinen. Die Brüder waren erst wortlos vor Schrecken und ließen die Köpfe hängen. Wer sollte da nicht an die Gefangennahme des göttlichen Heilandes denken? Gewiß, er läßt Sie aus seinem Kelche trinken. Wie ist es auch nur möglich, von so vielen verehrt und geliebt! Der Haß von wenigen und die Hölle ist los, aber es sagte mir einmal ein alter Benediktiner in einem ähnlichen Fall: So etwas passiert nur einem heiligmäßigen Mann! (Hier wird sich die Schreiberin samt dem Pater wohl etwas geirrt haben.)

Hochwürdiger Herr Pfarrer, ich glaube, es wird viel für Sie gebetet. Die Leute sind gedrückt und traurig; so bald sie mit einem reden wollen, fangen sie an zu weinen. Man versteht das, wenn man an sein eigenes Weh denkt. Doch gewiß leiden die lieben Fräulein Anna und Maria (meine Schwestern) noch am meisten. Sie dauern mich so sehr. Ich glaube, die Leute gehen zu ihnen, um Trost zu holen und verstehen nicht ihr Herzeleid. Man muß beten für die lieben guten Fräulein.

Ich meine, in N. ist die Sonne ganz und gar untergegangen. Und wenn ich vom Fenster die Kirche sehe und dem Heiland einen Gruß sende, dann muß ich weinen. Er weiß, warum.

Der Karl meint ruhig : „Unser guter Herr Pfarrer wird wieder kommen, seine Getreuen warten auf ihn, und er wird mehr Anhänger finden als vorher.“ Wird aber das ein Freudentag sein !

Dann wird die Sonne wieder scheinen, die Vögel werden singen, die Glocken läuten, die Böller schießen, die Kinder und die Alten werden jubeln und dem lieben Gott recht danken.

In Gengenbach bei den lieben, besorgten Schwestern können Sie sich erholen. Auch unsere Krankenschwestern beten viel für Sie und wir alle. Gewiß beten auch Sie für uns und schicken uns Ihren Segen. Mit herzlichen Grüßen von uns allen, auf frohes Wiedersehen !

Ew. Hochwürden dankbar ergebenste

R. Häring.

Noch besondere Grüße von Emili, Annemarie und den Buben.“

Die Verfasserin dieses herzlichen Briefes war früher im Ausland, besonders in England. Sie zeichnet sich in gleicher Weise aus durch echtes Christentum wie durch edle menschliche Bildung. Sie wohnt heute bei ihrem verheirateten Bruder auf einem einsamen Hof, eine gute halbe Stunde vom Pfarrdorf entfernt. Da sie sehr leidend ist und nur mühsam gehen kann, war sie immer sehr dankbar, wenn ich gelegentlich im Dürrnast erschien, nach ihr und ihren Neffen und Nichten schaute und sie ermahnte, der gelehrten und tugendhaften Tante recht zu folgen.

Eine Kongreganistin vom echten Schrot und Korn schrieb am 29. Sept. 1933 ihrem Präses, sie habe am Morgen jenes Freitages eine innere Vorahnung gehabt, deshalb sei sie nicht zur Arbeit, sondern zu Fuß zum Zahnarzt nach Stockach getrottelt, habe aber unterwegs fest gebetet. Von dort sei sie mittags heimgekommen und habe das Vorgefallene erfahren. Sie fährt dann wörtlich fort : „Wie ich dann erfuhr, Sie seien nach Stockach geholt worden wegen des Grußes am Sonntag, da lachte ich nur, hielt ich doch die Sache nicht für schlimm. (Sie wissen ja, daß das Lachen bei mir zum Leben gehört. Wenn ich mal nimmer lachen kann, stehts ganz schlimm.) Wie aber dann das völlig Unfaßbare zur grausamen Wirklichkeit wurde, da verstummte das Lachen bei mir und bei allen Gutgesinnten. Kann es eigentlich gar nicht schildern, wie es allen zu Mute war. Jede Fröhlichkeit und

Sorglosigke  
lastete auf  
er dürfe se  
täuschen, c  
gebetet wo  
sichert sei  
Liebe zu v  
und viel  
Monatskon  
ganz für S  
geflossen,  
lich nicht  
und eine  
Richard, c  
Ihnen sov  
Sie so gli  
Ansicht, c  
jubelndes  
beth gesu  
große Fre  
den<sup>(1)</sup> ka  
über den  
ganz wo  
Kreuzsch  
von uns v  
alles, wa  
wollen w  
Herrn se  
Mit d  
nen ohne  
Dankbar  
Einen  
Sturm g  
Briefche  
ber 1933

Verb

<sup>1)</sup> „Die  
schen Bode  
pfarrer in  
redigierte i

Sorglosigkeit war gewichen. Ein ganz unheimlicher Druck lastete auf uns allen. Jedenfalls glaubte der Teufel schon, er dürfe seinen herrlichen Triumph feiern. Aber er wird sich täuschen, denn noch selten ist soviel und so aus tiefster Seele gebetet worden, wie gerade in diesen Tagen. Sie dürfen versichert sein, daß alle N. Pfarrkinder, die noch ein wenig Liebe zu unserem Heiland im Herzen haben, Ihnen gut sind und viel für Sie beten. Wir Marienkinder haben unsere Monatskommunion und die hl. Messe am letzten Sonntag ganz für Sie aufgeopfert. Fast unaufhörlich sind die Tränen geflossen, auch auf der Männerseite, und die sind ja bekanntlich nicht so für Tränen eingestellt. Eine wahre Erleichterung und eine große Freude war die Versicherung von Willi und Richard, daß Sie wenigstens gut aufgehoben sind und es Ihnen soweit gut gehe. Und ich freue mich mit Ihnen, daß Sie so glücklich und zufrieden sind, denn ich bin auch der Ansicht, daß wir mitten im schwersten Leid dem Herrn ein jubelndes Te Deum singen dürfen, wie es einst die hl. Elisabeth gesungen hat in kalter, stürmischer Winternacht. Eine große Freude war es auch für mich, als die „Wege zum Frieden“<sup>1)</sup> kamen, auch wenn Sie nicht mehr hier sind. Sie haben über den Festtag von Hegne so schön geschrieben, es tat mir ganz wohl. (Einkleidung und Profeß bei den Ingenbohlern Kreuzschwestern)... Sollte der Heiland auch jetzt das Opfer von uns verlangen, daß wir auf unsern geliebten Präses und auf alles, was uns lieb und teuer ist, verzichten müssen, dann wollen wir beten: der Herr hat es genommen. Der Name des Herrn sei gebenedeit.

Mit den herzlichsten Grüßen von allen Kongreganistinnen ohne Ausnahme. Ganz besonders grüßt Sie in herzlicher Dankbarkeit.  
H. Sch.“

Einen interessanten Einblick in das Denken jener, die den Sturm gegen den Pfarrer von N. entfesselt hatten, bietet ein Briefchen des Pfarrers W. R. von Orsingen vom 29. September 1933. Es lautet:

„Mein lieber Freund!

Herzlichen Sonntagsgruß zuvor in Deine klösterliche Verbannung. Dein Brieflein, das ich heute erhielt, hat

<sup>1)</sup> „Die Wege zum Frieden“ war ein Sonntagsblatt, das als Beilage der „Deutschen Bodensee-Zeitung“ in Konstanz erschien. Gründer ist der frühere Münsterpfarrer in Konstanz Dr. Konrad Gröber, unser derz. Erzbischof. Von 1927–1935 redigierte ich das „Sonntagsblatt“.

mich recht erfreut, vielen Dank dafür. Sei ohne Sorge, ich hüte treu und mit aller Liebe Deine verwaiste Herde. Herzlich nehme ich Anteil an Deinem Schicksal, es ist eine Prüfung für Dich und die ganze Gemeinde. Ich bin froh für Dich, daß Du alles in Ruhe erträgst und des seelische Gleichgewicht nicht verlierst. Haben wir Mut und Gottvertrauen! Deus providebit!<sup>1)</sup> Du wirst über das, was in der Gemeinde inzwischen vorgegangen ist, unterrichtet sein. Der letzte Sonntagsgottesdienst hat besser gewirkt wie ein Missionstag. Zwar bin ich — wie ich erfahre — auch bereits an „maßgebender Stelle“ verkrampt worden. Aber ein alter Krieger läßt sich so leicht nicht aus der Ruhe bringen. Am nächsten Sonntag  $\frac{3}{4}$  8 Uhr halte ich in N. Singmesse und lade anschließend zum „feierlichen“ Gottesdienst in Orsingen ein. Sie haben einen „feierlichen“ Gottesdienst verlangt, (die Unruhestifter!) sie sollen ihn bei mir haben. Nur will ich sehen, ob sie auch kommen. Am nächsten Mittwoch ist drüben hl. Messe, anschließend hole ich dann in St. Martin das Allerheiligste zurück. Im übrigen tue ich, was in meiner Macht steht, um die Gemüter drüben zu beruhigen. Du selbst bist jeden Tag in mein Memento eingeschlossen. So hoffen wir denn auf ein baldiges, frohes Wiedersehen.

Semper TUUS<sup>2)</sup>

W. R.“

Der Pfarrer von Orsingen machte seinem Namen alle Ehre, er heißt nämlich Ritter. Nach der Meinung der „Stürmer“ hätte das Ordinariat keinen schlimmeren mit der Betreuung der verwaisten Pfarrei betrauen können. Er machte aus seinem Herzen keine Räuberhöhle und sagte ihnen bittere Wahrheiten, die sie ingrimmig einstecken mußten.

Am gleichen 29. Sept. 1933 brachte mir die Post ein Briefchen aus einer kinderreichen Familie in N., die denselben Namen trägt wie ich. Im Frühjahr jenes ereignisreichen Jahres machte ich die Rompilgerfahrt mit unserm Erzbischof. Am Tage vor meiner Abreise kam in dieser Familie ein kleines Bübchen zur Welt. Eine Stunde vor der Wegfahrt taufte ich den kleinen Klemens, der nun Vor- und Zuname

<sup>1)</sup> Gott wird Sorge tragen.

<sup>2)</sup> Stets der Deinige.

mit mir  
möchte i

Je  
mehr  
sage  
ten,  
imm  
daß  
Es s  
tägli  
und  
opfe  
sone  
Flei  
unse  
woll  
rech  
nis  
Es s  
Lie  
mit  
Op  
bek

(Es  
Eltern  
Bemerk  
gibts T  
wie sie  
sagen s  
uns seh

Die  
aufs Pa  
von sec

1) Die  
kleine Au  
2) Die

mit mir gemeinsam hat. Das Briefchen aus dieser Familie möchte ich ebenfalls unverkürzt mitteilen :

„Lieber Onkel Klemens !

Je weiter Sie persönlich von uns entfernt sind, desto mehr weilen wir im Geiste bei Ihnen. Es läßt sich nicht sagen, wie wehe es uns getan hat, als wir erfahren mußten, wie es Ihnen ergangen ist. So bange es uns auch immer noch ist, so geben wir uns doch der Hoffnung hin, daß Sie uns nicht im Stiche lassen, und wieder kommen. Es soll uns deshalb auch nicht zuviel sein, womöglich täglich drüben in Orsingen die hl. Messe zu besuchen, und dieselbe für Sie, lieber Onkel Klemens, aufzuopfern. Es ist jeden Tag ein Trüppchen von 40 Personen, heute waren es sogar gegen 60. Auf den üblichen Fleißzettel<sup>1)</sup> wollen wir gern verzichten, wenn wir nur unsern lieben Onkel Klemens wieder bekommen. Wir wollen aber auch für jene beten, die Ihnen solches Unrecht zugefügt haben, damit auch sie zur Selbsterkenntnis kommen, denn diese wissen gewiß nicht, was sie tun. Es sind aber auch manche schon zur Einsicht gekommen. Lieber Onkel Klemens, beten Sie aber auch für uns, damit wir unserem Versprechen treu bleiben und keine Opfer scheuen, um unseren lieben Onkel Klemens zu bekommen.

Mit freundlichen Grüßen auf frohes Wiedersehen ...“

(Es folgen die Unterschriften und Grüße der Kinder, der Eltern und der Tante.) Die witzige Tante macht noch die Bemerkung : „Noch einen extra Gruß vom Trudele, sonst gibts Tränen. Sie<sup>2)</sup> hattens schon im Kindergarten gelernt, wie sie unseren Herrn Pfarrer wieder empfangen. Und dann sagen sie erst noch : Wir grüßen Sie herzlich und freuen uns sehr.“

## 8. Treue und Bekennermut.

Die Jungmänner, die ihre Empfindungen nicht so leicht aufs Papier bringen, schickten eines Tages eine Abordnung von sechs Mann nach Gengenbach, um nach ihrem Präses zu

1) Die Kinder erhielten für freiwilligen Besuch der hl. Messe in den Ferien eine kleine Auszeichnung

2) Die Kleinen im Kindergarten

schauen. Über diese Treue und diesen Bekennermut war ich hochofregut, denn nach allem, was vorausgegangen war, gehörte viel Mut dazu, den nun einmal „Mächtigen“ die Stirne zu bieten und sich auf die Seite des verfolgten Pfarrers zu stellen. Sie erzählten mir mit jugendlichem Schwung ihre Erlebnisse. Mit viel Vergnügen berichteten sie von einer Frau, die dem Kreisleiter und seinem Stab auf dem Rathaus die dicksten Liebenswürdigkeiten an den Kopf warf, als man sie rufen ließ, um sie im Ort zum Schweigen zu bringen. Man drohte ihr mit Gefängnis, aber da kamen sie an die Rechte. Kurz und bündig erklärte sie: „Steckt mich nur ein, dann könnt ihr meine 6 Kinder unterhalten.“ Dazu hatten die Herren aber keinen Appetit und so machte man es wie der Hohe Rat im Evangelium: Man drohte ihr und ließ sie wieder laufen. Und die Wirkung war, daß im ganzen Umkreis die Geschichte erzählt und belacht wurde. Meine Jungmänner sollten ihre Treue zum Präses auch büßen müssen, doch zuvor will ich ein kleines Erlebnis aus den Besuchstagen in Gengenbach erzählen. Zum Mutterhaus in Gengenbach gehört der schöne Abtsberg. Dort hat das Mutterhaus auch eine vorbildliche Hühnerfarm. Eines Tages pilgerte ich mit meinen jungen Gästen auf den Abtsberg, zeigte ihnen alles, unter anderm auch die Hühnerfarm. Die Lege- nester der Hühner sind so eingerichtet, daß eine Kontrolle über die Legetätigkeit der Hühner möglich ist. Bei der Besichtigung machte ich die scherzhafte Bemerkung: Den Hühnern, die nicht legen, wird der Kopf abgehauen. Hier macht man es, wie der neue Staat es denen macht, die sich seiner Gewalt nicht fügen. Die Jungmänner lachten, aber niemand von uns hatte beachtet, daß die mir befreundete kleine Annelies etwas von den Worten aufgeschnappt hatte. Am folgenden Tag saß die Kleine an ihrer Schulaufgabe. Sie sollte aus einzelnen Worten ganze Sätze bilden. Ihre Tante und eine auf Besuch weilende Lehrerin halfen dabei. Auf einmal sagt die Kleine: „Aus dem Wort „Staat“ habe ich schon einen Satz gebildet.“ „Ja, und wie heißt der?“, fragt die Tante. Ich habe geschrieben: „Dem heutigen Staat gehört der Kopf abgehauen.“ „Ums Himmelwillen“, rufen die beiden Fräulein voll Entsetzen, „wie kommst du zu einem solchen Satz?“ Mit der Harmlosigkeit eines Kindes entgegnet die kleine Annelies: „Das hat der Onkel Klemens gestern auf dem Abtsberg gesagt, ich habe ja zugehört.“ Die Fräulein hatten nun die liebe Not, der Kleinen zu beweisen,

daß sie  
wäre mi  
gekomm  
die Gen  
wohl de  
des ver  
des Rec  
„Was b  
gute W  
Annelie  
nur erd  
zur nat  
überziel  
Klemen  
dizineri  
Von  
nis ab,  
Datum

ge  
eir  
un  
ho  
Ih  
jer  
Da  
nic  
Ka

wi  
wi  
ha

He  
He  
re  
un  
W  
gr

1) In

daß sie es nicht richtig gehört habe. Man stelle sich vor, sie wäre mit diesem schönen Satz auf ihrer Tafel in die Schule gekommen und hätte dem Lehrer dieselbe Offenbarung über die Genesis (Entstehung) dieses Satzes gegeben. Das wäre wohl der beste Beweis für die absolute Staatsgefährlichkeit des verfeimten Onkels Klemens gewesen. Mit einem Schein des Rechtes hätten die Verschworenen alle sagen können: „Was brauchen wir da noch Zeugen?“ Eine gute, ja sehr gute Wirkung hatte der kleine Zwischenfall. Die begabte Annelies ist nachdenklich geworden und hat sich trotz aller nur erdenklichen Anstrengungen auf der andern Seite nie zur nationalsozialistischen Weltanschauung und Praxis hinüberziehen lassen. Sie blieb ihrer Tante und dem Onkel Klemens treu und ist heute eine begeisterte katholische Medizinerin.

Von Bekenntertreue legt auch das folgende Brieflein Zeugnis ab, das von einer kinderreichen Mutter stammt und kein Datum trägt:

„Lb., hochw. Herr Pfarrer !

Ach, es ist doch traurig, was sich in den letzten 10 Tagen alles zugetragen hat. Oft ist es mir, als ob alles nur ein Traum wäre. Es ist, als ob alle guten Geister aus unserer Gemeinde verschwunden wären, seitdem Sie, hochw. Herr Pfarrer, fortgegangen sind. Wie mag es Ihnen wohl zu Mute gewesen sein? Ich denke viel an jenen schönen Ölberg, den wir kürzlich besucht haben.<sup>1)</sup> Das sind doch auch Ölbergstunden. Jedoch wir wollen nicht verzagen und mutig weiterkämpfen, denn auf den Karfreitag kommt auch der Ostertag.

Kommen Sie doch bald wieder zu uns, damit Sie uns wieder zum göttlichen Herzen Jesu führen können, denn wir sind arme, verirrte Schafe, die keinen Hirten mehr haben.

Heute ist Erntedankfest. So tot und öde! Und der Herz-Jesu-Freitag ist auch so nahe. Armer, verlassener Heiland im Tabernakel! Wir wollen alle unsere schweren Sorgen hineinlegen in das heilige Gottesherz. Auch unsere himmlische Mutter wollen wir bestürmen. — Wenn Sie wieder zu uns kommen, so werden wir mit größerer Liebe und größerem Vertrauen zu Ihnen auf-

1) In Bethenbrunn bei Heiligenberg. Es war eine Pilgerfahrt des Müttervereins.

schauen. War das ein Jammer mit den Kindern! Doch sie beten fleißig, daß es Ihnen gut gehen möge. Auch wir Große schließen sich uns ihnen an, daß alles doch wieder gut werde. Auch Grüße von meinem Mann. Sie (die Männer) bieten alles auf im Stillen.

Herzliches Vergeltsgott für alles, was Sie, hochw. Herr Pfarrer, mir und meinen lieben Angehörigen getan, und freundliche Grüße Ihre stets dankbar ergebene

A. R.“

Die Kinder dieser Mutter schrieben am 1. Oktober 1933 zusammen mit einigen Nachbarskindern, daß sie immer noch sehr betrübt seien, daß sie aber alles dem Heiland aufopfern wollen. Sie fahren fort: „Es ist ja so schön für ihn zu leiden. Die kleine Hedwig möchte doch am Weißen Sonntag zur ersten hl. Kommunion gehen. Jetzt jammert sie immer, daß Herr Pfarrer nicht da ist. Kommen Sie recht bald wieder zu uns. Nachher wollen wir wieder singen und uns freuen. Wir grüßen Sie herzlich und hoffen auf baldiges Wiedersehen. Ihre Kinder M R., H. R., M. K. usw.“

Es ist schade, daß ich nicht sämtliche Briefe im vollständigen Text anführen kann, aber es würde eine naturgemäße Wiederholung mancher Gedanken bedeuten. Alle Briefe sind in einer seelischen Hochspannung und inneren Ergriffenheit geschrieben, deshalb haben sie durchweg eine Form, wie man sie von einfachen Landleuten sonst nicht erwarten kann. Eine Vertreterin des Kirchenchores bemerkt in ihrem gediegenen Brieflein: „Ich glaube, daß es Ihnen besser geht als uns. Alles kommt einem hie und da vor wie ein Traum. Wie es hier geht, werden Ihnen die Besucher wohl alles erzählen. Abends pilgern wir zur Lourdesgrotte<sup>1)</sup>, die wir ja Ihnen, lieber Herr Präses zu verdanken haben. An diesem Plätzchen könnte man die ganze Nacht verweilen. Wir denken immer, der gute Herr Präses hat uns so nahe zur Gottesmutter geführt und sie wird ihn auch wieder zu uns führen...“

Viele vom Kirchenchor waren in Espasingen in der Kirche. Wir können hier nun einmal nicht singen.

Ich schließe mit dem Sodalengruß

M. B.“

<sup>1)</sup> Auf der sogenannten Marienhöhe. Ein von der Jungmännerwelt verwirklichter Gedanke.

Am folgenden Tag, am 2. Oktober 1933 ging ein Briefchen vom Mesnerhaus ab. Darin heißt es: „Wir haben eine böse Woche hinter uns. Überall begegnet man traurigen und verweinten Gesichtern. Mutlos sind wir wie die Jünger, als sie nach Emmaus gingen. Wenn nur das Ende ausfallen würde wie damals, dann wäre alles wieder gut. Man fühlt sich zurückversetzt in die Zeit der Pharisäer. An Ihnen ist es zur Wirklichkeit geworden: „Der Jünger solls nicht besser haben als der Meister.“ Wir können nichts machen als beten und nochmals beten und geduldig ausharren, bis die Prüfungszeit vorüber ist. Wer weiß, für was es gut ist! Der Herrgott wird es schon recht machen.

Es grüßt Sie herzlich das ganze Mesnerhaus.“

Die Stürmer des 22. September 1933 haben wohl nicht gedacht, daß ihre Aktion solche Wirkungen auslöste, daß die Liebe, Treue und Anhänglichkeit des katholischen Volkes zu seinen Priestern durch ihren Vorstoß in einem hellen Lichte erschien. Eine Kongregantin, die ich später in ein Anbetungskloster nach Steyl in Holland bringen durfte, teilte mir auch eine von diesen unerwünschten Wirkungen mit, die sich auf ihre Schwester bezog: „Dem Herrn Präses darf ich noch etwas verraten. Meine Schwester L. hat unter Tränen bereut, daß sie sich einem Bunde anschloß, von wo aus unser guter Präses so verfolgt wird. Seit jenem Tag hat sie auch an nichts derartigem teilgenommen.“

Ein Treuebekenntnis schlicht und einfach bildet das Schreiben des Magistrates der Jungfrauenkongregation vom 6. Oktober 1933. Es soll ganz angeführt sein:

„Lieber, hochw. Herr Präses!

Heute darf ich im Auftrage meiner lieben Mitschwestern eine gar liebe Pflicht erfüllen: unserm guten Präses zu schreiben. Verlassen und verwaist ist unsere Kongregation. Der Herr Präses fehlt überall. Niemand hilft uns raten, niemanden können wir fragen. Jetzt sehen wir klar, was Sie in unserer Kongregation gearbeitet, wie Sie viele Abende für uns geopfert, wie Sie uns alles Neue sofort gelehrt haben. Wie manchen Abend waren wir gemütlich beisammen, denn wenn der Herr Präses dabei war, dann war es immer schön. Wir hatten uns auch nicht immer so dankbar gezeigt, denn wir hielten alles für selbstverständlich. Und jetzt ist alles

vorbei. Lieber Herr Präses, wir alle fühlen und leiden mit Ihnen. Ach, wie gerne würden wir Ihnen helfen! Beten tun wir fest für Sie. Das ist noch das einzige, was wir für Sie tun können und tun dürfen. Schon viel ist für Sie gebetet worden, besonders in der Lourdesgrotte. Heute abend beten wir Kongreganistinnen eine Sühneandacht zum heiligsten Herzen Jesu. Denn gerade durch Ihre Vorträge „Christus und Du“ wissen wir, daß alle Schmach und Verleumdung, die man Ihnen zufügte, auch das göttliche Herz Jesu mitgelitten hat. Wir wollen aber noch nicht aufhören, für Sie zu beten. Unsere liebe himmlische Mutter wollen wir bitten, daß Sie recht bald wieder zu uns kommen dürfen. Wir alle aber bitten Sie recht herzlich: Herr Präses, kommen Sie doch bald, recht bald wieder zu uns! O wie schön wird es dann wieder! Bis dahin halten wir fest zusammen und stehen treu zu unserem lieben, guten Präses.

Maria mit dem Kinde lieb

Unserem Präses deinen besonderen Segen gib!

In Dankbarkeit grüßt Sie die ganze Kongregation

E. Kn., M. St., M. B., M. S., M. B., H. B., H. Sch.“

Dieser Brief der Kongregation hat noch ein Anhängsel, das mir eine feine Episode in Erinnerung ruft. Ein Fräulein aus Gegenbach war eben in N. und schickte ebenfalls Grüße. Dieses Fräulein war in Konstanz in einem sog. „besseren Haus“ angestellt, bei welchem der badische Gauleiter und Reichsstatthalter Robert Wagner viel verkehrte. Nach einem besonders guten Mittagessen kam er in guter Laune in die Küche und fragte dieses Fräulein, ob sie einen Wunsch hätte, er werde ihn gerne erfüllen. Das erinnert schon ein bißchen an jenen Herodes, der der Tänzerin Salome die Erfüllung jedes Wunsches versprochen hatte. Jene mußte erst mit der Mutter beraten, was sie sich wünschen sollte, unser Fräulein aber besann sich keinen Augenblick und gab dem Herrn Statthalter prompt die Antwort: „Wenn Sie mir einen Wunsch erfüllen wollen, dann sorgen Sie dafür, daß der Pfarrer von N. wieder in seine Pfarrei zurückkehren kann.“ Nun ging es dem großmütigen Gauleiter genau wie dem Herodes: er war ratlos. „Werde sehen, was ich da machen kann“, so ungefähr antwortete er.

Die ö  
dazu ang  
Leser au  
nehmung  
Tempo a  
kristalisi  
Schauend  
gezeichn  
gebildete  
nen jun  
Stockach  
1933 nac

E  
Freu  
eigen  
Gru

A  
sam  
mic  
wir  
woh  
geb  
eng  
gibt  
ich.  
Wer  
halb  
ber  
der  
in c  
stel  
mel  
alln  
vor  
Frü  
Sto

1) DM  
2) Ein  
Montafon.  
ins Sanato

## 9. Der Entscheidung entgegen.

Die oben angeführte Äußerung des Gauleiters war nicht dazu angetan, kühne Hoffnungen zu hegen. Es wird dem Leser aufgefallen sein, daß alle Verlautbarungen und Unternehmungen vom Freundes- und Feindeskreis in raschem Tempo aufeinander folgten. Aus der Fülle des Hin und Her kristalisierte sich bald eine Situation heraus, die dem klar Schauenden genug sagte. Von dieser Erkenntnis ist ein ausgezeichnete Brief getragen, der aus der Feder eines jungen gebildeten Mannes stammt, der in vorbildlicher Weise meinen jungen Marienritterorden leitete. Er hatte sich nach Stockach verheiratet. Von dort schrieb er am 6. Oktober 1933 nach Gengenbach:

„Sehr verehrter, hochw. Herr Pfarrer!

Endlich meldet sich — wohl bald als letzter Ihrer Freunde — der Burggraf Ihres DMRO<sup>1)</sup>, dessen Pflicht es eigentlich gewesen wäre, Ihnen als erster einen lieben Gruß in die Ferne zu schicken.

All das Traurige, das zwischen unserem letzten Beisammensein und diesem Brief liegt, wirkte sowohl auf mich wie auf meine lb. Frau so niederdrückend, daß wir es heute noch fast nicht begreifen können. Es wird wohl nur ganz wenige außerhalb Ihres Familienkreises geben, die das Glück hatten, mit dem Onkel Klemens so eng befreundet zu sein wie sein Raphael II.<sup>2)</sup> Und es gibt deshalb auch wenige, die Sie so genau kennen wie ich. Und gerade deshalb ist es für mich so unfaßbar. Wenn ich bis heute nicht schrieb, dann geschah es deshalb, weil ich immer noch hoffte, irgend etwas Freudiges berichten zu können. Aber die neuerlichen Ergüsse in der Presse haben diese Hoffnung begraben. Es tut mir in der Seele weh, wenn ich Ihnen in aller Ehrlichkeit gestehen muß, daß ich an eine baldige Rückkehr nicht mehr glauben kann. Die Saat, die z. B. durch eine fast allmächtige Presse ausgestreut wird, würde bei ihrem vorzeitigen Wiederkommen sicher die schlimmsten Früchte hervorbringen, noch schlimmer, als dies in Stockach in Erscheinung trat.

1) DMRO- Deutscher Marienritterorden.

2) Eine Anspielung auf unsere gemeinsame Ferienfahrt nach „Maria Rast“ in Montafon. Der Raphael I war ein Lehrer, der mich in meiner Krankheit nach Luzern ins Sanatorium St. Anna begleitet hatte.

Trotz dieser Erkenntnis habe ich jedoch noch nie daran gezweifelt, daß N. seinen Seelsorger wieder bekommt. Es ist einfach völlig unmöglich, daß derartige Zustände von langer Dauer sind. Früher oder später muß doch einmal klar entschieden werden, ob der Kurs mit oder ohne oder gar gegen die katholische Kirche gesteuert wird. Der heutige Zustand ist ja für jeden wirklich kirchentreuen Katholiken eine dauernde Gewissensqual, deren Beseitigung auf irgendeine Art kommen muß. Bis dahin heißt es halt die Zähne aufeinanderbeißen.

Über die Ereignisse in N. werden Sie wohl genau unterrichtet sein. Unser Burgmarschall wird immer noch „beschützt“.<sup>1)</sup> Wir waren am Sonntag auf der Marienhöhe. Es wurde sicher noch nie soviel gebetet dort oben bei unserer lb. Frau vom Siege<sup>2)</sup>, wie in diesen Tagen der Bedrängnis. Und keiner der vielen Pilger wird wohl ins Tal hinabsteigen, ohne nicht auch ein heißes Bittgebet für den lieben, so schmähsch behandelten Onkel Klemens, zur Königin des Himmels emporgesendet zu haben. Auch wir beide bemühen uns, durch unser tägliches Gebet ein klein wenig von unserer großen Dankeschuld abzutragen. Der liebe Gott allein weiß es, wieviel wir Ihnen zu verdanken haben. Wir freuen uns jeden Tag über unsern Hochzeitstag, der uns zeitlebens eine Erinnerung sein wird an die schöne Zeit Ihres seelsorgerlichen Wirkens in N. Die helle Freude, die damals den ganzen Tag aus Ihren Augen leuchtete, hat sich in unseren Herzen festgesetzt. Wir haben mit Ihrer Hilfe unser großes Glück auf Gott gebaut. Er wird auch in dem großen Anliegen der Pfarrgemeinde N. alles so zum Guten lenken, daß das Auge des Seelsorgers bald wieder voll Freude leuchten wird. Gottes Wege sind oft wunderbar. Wir werden tun, was in unseren Kräften steht, alles andere überlassen wir getrost dem, den sie ja auch ans Kreuz geschlagen haben.

Es würde uns riesig freuen, wenn wir gelegentlich einen kleinen Gruß aus Gengenbach kriegen könnten. Wir hoffen bestimmt, daß sich bald einmal die Gelegenheit bietet, all das mündlich vom Herzen herunter zu sagen, was in diesen Zeilen keinen Platz finden kann.

1) Er wurde mit dem Jugendführer eingesteckt.

2) Unter diesem Titel wird Maria im DMRO besonders verehrt.

Seien  
Liebe  
Trost  
für il  
Siege  
jede  
führt  
In  
und  
Wied

Mari

Auf S  
gungen,  
zu verhe  
gerecht  
Jungmänn  
kamen, v  
notpeinli  
wir mit  
Mein M  
und zur  
dem St  
Orgel n  
wurde  
und mu  
über ihr  
war so  
Jungmänn  
ren, kar  
mir irg  
brüteten  
einem  
Angst,

1) No  
die interes  
des Jungve  
dem Haup  
Tag zurück  
angesproch  
Heimweg  
hatten sie  
Für das V  
alles wis  
Beuron an  
11-14jäh

3 Lustru

Seien Sie versichert, daß in Stockach zwei Herzen in Liebe und Treue zu Ihnen schlagen. Möge es Ihnen ein Trost sein, daß so viele Hände sich zum Gebete falten für ihren geliebten Seelsorger. Unsere liebe Frau vom Siege wird uns Marienritter nicht verlassen. Sie, die jede Bitte erhört, wird den Weg zeigen, der zum Siege führt.

In diesem Geiste senden Ihnen herzliche, liebe Grüße und verbleiben in der frohen Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen Ihr dankbares Ehepaar.

Julius und Paula.

Maria siegt!“

Auf Seiten der Gutgesinnten machte man alle Anstrengungen, um der Gerechtigkeit und der Vernunft zum Siege zu verhelfen, auf der Parteiseite tat man alles, um die Ungerechtigkeit und die Unvernunft zu verewigen. Als die Jungmänner, die mich in Gengenbach besucht hatten, heimkamen, wurden sie auf das Rathaus zitiert und einem hochnotpeinlichen Verhör unterzogen. Man wollte wissen, was wir miteinander gesprochen hätten und dergleichen mehr. Mein Mesner wurde nachts um 12 Uhr aus dem Bett geholt und zur Verantwortung gezogen, weil er am Sonntag nach dem Sturm nicht mit allen Glocken geläutet habe, weil die Orgel nicht gespielt wurde usw.<sup>1)</sup> Ja, meine ältere Schwester wurde in diese hochwichtige Angelegenheit hineingezogen und mußte sich in der „Bodensee-Rundschau“ eine Belehrung über ihren Pflichtenkreis gefallen lassen. Die heimliche Angst war so groß, daß sie die wunderbarsten Blüten trieb. Einige Jungmänner, die an einem Herbstsonntag nach Beuron fuhren, kamen sofort in den schwersten Verdacht, daß sie mit mir irgendwo Verschwörungen gegen den neuen Staat ausbrüteten. Sie wurden ebenfalls einer Untersuchung und einem Verhör unterzogen. Ein drolliges Beispiel dieser Angst, das zwar in eine spätere Periode der Kampfentwick-

1) Noch im Jahre 1940 erhielt er am Chemin des Dames im Briefe seiner Mutter die interessante Mitteilung: Über Pfingsten sollten Klemens und Martin in ein Lager des Jungvolkes gehen. Ich erlaubte es ihnen nicht. Die Gründe kennst Du ja. Nach dem Hauptgottesdienst machten sie eine Fahrt nach Beuron und kamen am nächsten Tag zurück. Sie waren zu dritt. In Beuron wurden sie von einem geistlichen Herrn angesprochen, der sie zu einem Rundgang durch das Kloster mitnahm. Auf dem Heimweg wurden sie an der Straße nach Stockach von Spähern erwartet. Kaum hatten sie daheim die Fahrräder abgestellt, als sie schon aufs Rathaus geholt wurden. Für das Verhör war sogar ein Herr von der Kreisleitung erschienen. Er wollte vor allem wissen, wer der geistl. Herr gewesen sei, der sie vor der Klosterkirche in Beuron angesprochen habe. So hatte man im Kriegsjahr 1940 noch Lust und Zeit 11-14jährigen Jungen Spitzel bis nach Beuron nachzuschicken.

lung gehört, möge ich hier des Zusammenhanges wegen erzählen. Wir hatten einem Jungmann den Auftrag gegeben, im Zigarrengeschäft Steinhart in Stockach ein Kistchen Zigarren zu besorgen. Wir sind seit vielen Jahren mit der alten und jungen Familie Steinhart befreundet. Als der Jungmann das Kistchen dort abholte, war ein anderer Herr im Geschäft, der überzeugt war, daß die Stunde für ihn gekommen sei, um im neuen Staat Karriere zu machen. So meldete er denn auf dem Rathaus, daß ein fanatischer Anhänger des Onkels Klemens für diesen ein ganz verdächtiges Paket in Empfang genommen hat. Huh, war am Ende eine Höllenmaschine drin! Sofort wurde das Paket beschlagnahmt, der Empfänger mußte auf dem Rathaus antreten und dann wurde es im Beisein des Bürgermeisters und anderer Zeugen vorsichtig geöffnet. Als aber nichts anderes zum Vorschein kam, als Zigarren und ein freundliches Briefchen ohne staatsgefährlichen Inhalt, gab es lange Gesichter.

Mein Jugendführer<sup>1)</sup>, der an Fähigkeiten und Charakter alle unsere Gegner um 100% übertraf, der schon in jungen Jahren glänzende Reden vor der ganzen Gemeinde und auswärts gehalten hatte, mußte zuallererst die Wut der Gegner verspüren. Er wurde ohne jede Begründung verhaftet und einige Wochen ins Gefängnis gesteckt, wo er dann mit anderen politischen Gegnern einträchtig Skat spielte. Die Gefängniskosten habe ich ihm selbstredend bezahlt. Der sog. Marschall, ein ganz harmloser Jungmann, wurde auch eingesteckt. Er hatte erzählt, was ihm im Stockacher Pfarrhaus über die Sturmszenen berichtet worden war. Sein Vater, ein etwas grobkörniger Zimmermann hatte bei einem Glas Bier sich zu dem grausigen Wort verstiegen, die Kugel für Hitler sei schon gegossen. Klug war diese Bemerkung wahrhaftig nicht, aber ehrlich gemeint war sie. Dafür durfte er einige Monate in ein Konzentrationslager wandern. Ein oder zwei Jahre später hätte diese Bemerkung ihm den Kopf gekostet.

Mit den Gegnern im Orte wären meine Männer und Jungmänner schnell fertig geworden, denn sie waren eine

1) Ein Jungmann berichtet: An jenem Abend, an welchem unser Jugendführer W. M. verhaftet wurde, stand ich mit einem Mann in später Stunde vor unserem Hause. Zwei mächtig ins Kraut geschossene braune Lauscher und Schleicher – sonst Leute ohne jede Bedeutung – kontrollierten die Straße, um sich Verdienste und womöglich Pöstchen zu erwerben. Kaum hatten sie uns sprechen hören, als sie auf uns zukamen, um festzustellen, wer wir seien. Beim Elternhaus unseres Jugendführers machten sie Halt. Sie stellten sich an die Fenster und horchten gespannt, was die Eltern und Geschwister des Verhafteten wohl sprechen würden. Sie scheuten sich nicht, ihre Horchposten auch vor den Schlafzimmern der Eheleute aufzustellen.

Minderheit  
die Kreisle  
sollten und  
solche brut  
meiner Ha  
dem sie u  
die übrige  
meint: „D  
fen.“ Sie  
walttätigk  
vielleicht  
würden, b  
etwas ber  
wegen der  
mäus-Bibl  
modern au  
Bibliothek  
eine must  
kam ein F  
thek in 14  
ausgeschie  
dafür ein  
uns ein g  
daß es fo  
gabe und  
gelegt, so  
lein Gier  
ihre Aufg  
lich war c  
wünscht.  
nimmt ur  
daß sie n  
öffentlich  
ter werd  
will ich r  
nen Geg  
Pfarrblat  
von Augs  
schien in  
Verlag F  
gemacht:  
nicht auf  
Pfarrblat

Minderheit und waren sehr feige, aber hinter ihnen stand die Kreisleitung, das Ministerium und die Gauleitung. Was sollten und wollten die guten Leute unternehmen gegen solche brutale Gewalt? Es liegt noch ein treffliches Brieflein meiner Hauptbibliothekarin vor mir vom 6. Okt. 1933. Nachdem sie ungefähr dieselben Gedanken der Anteilnahme wie die übrigen ausgesprochen, schaut sie in die Zukunft und meint: „Der Herrgott werde die Beteiligten bestimmt strafen.“ Sie hat nicht falsch gesehen. Im Hinblick auf die Gewalttätigkeit der Gegner wirft sie die Frage auf: „Wäre es vielleicht besser, wenn Sie noch eine Zeitlang dort bleiben würden, bis die haßerfüllten und verhärteten Gemüter sich etwas beruhigt haben?“ Sie stellt dann noch einige Fragen wegen der Bibliothek und der Bücherausgabe. Die Borromäus-Bibliothek in N. war durch die Zentrale in Bonn ganz modern ausgebaut worden. Da ich selbst Bezirkspräses der Bibliotheken war, legte ich Wert darauf, in meiner Pfarrei eine mustergültige Bibliothek zu haben. Auf meine Bitten kam ein Fräulein Gier aus Bonn und erneuerte die Bibliothek in 14tägiger Arbeit. Etwa 70 veraltete Bände wurden ausgeschieden und ebensoviele oder noch mehr neue wurden dafür eingestellt. Der Verlag Feyel in Überlingen beschaffte uns ein gedrucktes Bücherverzeichnis, das so angelegt war, daß es fortwährend ergänzt werden konnte. Für die Ausgabe und Kontrolle war das modernste Kartotheksystem angelegt, so daß ein Buch kaum verloren gehen konnte. Fräulein Gier hatte zwei Mädchen angelernt, die in der Zukunft ihre Aufgabe tadellos und mit Geschick erledigten. Natürlich war diese Bibliothek unsern Gegnern aufs höchste unerwünscht. Man hörte immer wieder die Frage: woher nimmt unser Pfarrer nur das viele Geld? Kein Wunder, daß sie mir im Frühjahr 1933 in der „Bodensee-Rundschau“ öffentlich Unterschlagung des Klingelbeutels vorwarfen. Später werde ich auf diese Sache zurückkommen. Zunächst will ich noch auf eine andere Waffe hinweisen, die von meinen Gegnern gefürchtet und gehaßt wurde, das war das Pfarrblatt „St. Ulrichsstimme“, so genannt, weil der hl. Ulrich von Augsburg der Patron der Pfarrkirche in N ist. Sie erschien in zwangloser Folge auf bestem Papier, gedruckt vom Verlag Feyel in Überlingen. Ich hatte mir zum Grundsatz gemacht: Alles was getadelt und gerügt werden muß, kommt nicht auf die Kanzel, sondern wird ruhig und sachlich im Pfarrblatt behandelt. Hier kann man die Worte nicht ver-

drehen, wohl aber überlegen. Ich gebe gern zu, daß mancher Satz in der Ulrichsstimme zur scharfen Waffe wurde, namentlich wenn das Grenzgebiet zwischen Religion und Politik gestreift wurde oder wenn ich eine Fehde mit einem Verein auszufechten hatte. Eine gewisse Berühmtheit haben die sog. politischen Katechismusfragen erlangt, die im Frühjahr 1932 erschienen. Da war die Frage aufgeworfen, warum wir Katholiken den Protestanten Hindenburg zum Reichspräsidenten gewählt hätten und nicht den Katholiken Hitler. Die Antwort lautete: „Weil Hindenburg ein gläubiger Protestant ist und uns Katholiken in den 7 Jahren seiner Präsidentschaft nie ein Unrecht zugefügt hat. Hitler dagegen und seine Anhänger haben die kath. Glaubenslehre verfälscht und predigen Haß gegen ihre Mitmenschen.“ Es wurde dann weiter ausgeführt, es sei eine schwere Sünde, (natürlich nur dann, wenn die Erkenntnis der Sündhaftigkeit, besonders der Folgen, vorhanden sei. Bei einfachen Leuten fehlt diese Erkenntnis oft) solche Männer zu wählen, weil sie der Kirche heimlich in den Rücken fallen und ihr ungeheuren Schaden zufügen. Endlich war die Frage aufgeworfen, ob es in Deutschland nicht doch besser werden könnte, wenn die Nationalsozialisten regieren würden. Diese Frage wurde verneint mit der Bemerkung: Eine kirchenfeindliche Regierung kann uns nicht glücklich machen, weil ihr der Segen Gottes fehlt. Man vergleiche nun einmal diese Gedanken mit dem Ende des dritten Reiches am 8. Mai 1945. Aber damals entfesselte diese „Katechismusstunde“ einen maßlosen Sturm gegen mich. Das Hauptblatt „Der Führer“ (in Karlsruhe) rief den Generalvikar des Erzbischofs gegen mich auf und beim Sturm im Herbst 1933 wurde die „Katechismusstunde“ als ausschlaggebend bezeichnet, um den Kampf erbarmungslos zum Abschluß zu bringen. Es gab auch auf Freundesseite Stimmen, die mein freimütiges Warnen als unklug bezeichneten, weil man glaubte, man könne den Tiger noch in ein Lamm verwandeln. Später aber schrieb ein Jungmann: „Die N..ger sehen immer mehr ein, daß dem Onkel Klemens seine Ideen richtig waren.“ Das Sätzlein ist in der Form etwas unbeholfen, aber es verrät sehr gut die Gesinnungswandlung bei manchen Unsicheren.

Trotzdem tobte der Sturm weiter und warf seine Brandungen weit hinaus über die Grenzen der Heimat und des Vaterlandes. Ein deutsch-amerikanischer Pfarrer, der auf der Rückreise nach Amerika war, schrieb mir von Heidel-

berg aus ei  
Sie meiner  
dieselbe au  
kindern in  
auch nicht  
notwendig  
meinen Eir  
wirkten ur  
Germanien  
dieser Wei  
über, den  
Bewegung  
tungen erl  
seien und

Ich we  
daß ich ob  
nur als an  
leicht kor  
segensreic  
lich zum

Daß d  
auch aus  
ersten w  
der Vors  
vom selb  
sich näch  
bei dem  
vikar. F

Der  
und gab  
Ordinari  
ein Rüc  
feige, u  
machen.  
der offer  
Ordinari  
bene Pr

berg aus einen Brief, in welchem es u. a. heißt: „Ich möchte Sie meiner aufrichtigen Teilnahme versichern. Sie werden dieselbe aufrichtige Teilnahme bei Ihren ehemaligen Pfarrkindern in Amerika finden. Nicht um Ihnen zu schmeicheln, auch nicht in dem Sinne, daß mein Wort der Anerkennung notwendig wäre, darf ich vielleicht aber doch sagen, daß nach meinen Eindrücken Sie am segensreichsten und wirksamsten wirkten unter allen hochverdienten und eifrigen Pfarrern Germaniens. Noch vor zwei Wochen äußerte ich mich in dieser Weise in Hessen einem amerikanischen Priester gegenüber, den ich unerwartet traf, der als Führer der liturgischen Bewegung in Amerika sich bei mir nach meinen Beobachtungen erkundigte. Er fragte noch eigens, wer denn Sie seien und wo N. in Deutschland gelegen sei.

Ich verbleibe ergebenst Rev. H. Seiferle.“

Ich werde meinen Mitbrüdern nicht erst sagen müssen, daß ich obigen Superlativ über mein seelsorgerliches Wirken nur als amerikanische Höflichkeitsfloskel aufgefaßt habe. Vielleicht komme ich später einmal auf die Ursache meines segensreichen Wirkens in N. zurück, diese Ursache liegt nämlich zum wenigsten bei mir.

Daß die Dinge einer Entscheidung zutrieben, ersah ich auch aus zwei Erlassen des Erzb. Ordinariats in Freiburg. Im ersten wurde dem Pfarrer vor Orsingen bis auf weiteres der Vorsitz im Stiftungsrat N. übertragen. Im zweiten Erlaß vom selben Tag (7. Okt. 33) hieß es: „Wir ersuchen Sie, sich nächsten Mittwoch vormittag 10 Uhr zu einer Aussprache bei dem Unterzeichneten einfinden zu wollen.“ Der Generalvikar. R.

## 10. Die Würfel fallen.

Der Herr Generalvikar empfing mich sehr freundlich und gab mir auch einen Einblick in die Bemühungen des Ordinariats. Indes war er der Meinung, es sei wohl kaum ein Rückzug beim Gegner zu erwarten, man sei dort zu feige, um ein offenes Unrecht einzugestehen und gut zu machen. Ich solle mir überlegen, ob ich mich nicht um eine der offenstehenden Pfarreien bewerben wolle. Man stehe im Ordinariat auf dem Standpunkt, daß verfolgte und vertriebene Priester eine Vorzugsstellung bei der Verleihung von

Pfarreien einnehmen müßten. Ich war über diese feine Behandlung erfreut, konnte mich aber noch nicht für eine neue Pfarrei entschließen, ich wäre mir wie ein untreuer Ehepartner vorgekommen. Vom Herrn Generalvikar ging ich zu unserem Herrn Erzbischof, der mich erwartete und mich als seinen einstigen Schüler und Zögling überaus gemütvoll und leutselig behandelte. Er sagte mir, mein bester Freund von N. sei bei ihm gewesen. Den konnte ich leicht erraten, es war der inzwischen verstorbene Bürgermeister Anton Martin, ein Mann mit allen wirtschaftlichen und christlichen Tugenden, den ich überaus hochschätzte. Der Erzbischof sagte dem Bürgermeister, er habe sich selbst telefonisch mit dem Ministerium in Verbindung gesetzt und habe energisch verlangt, daß mir die Rückkehr in die Pfarrei nicht verlegt werde. Die Antwort des Ministeriums war unentschieden und ausweichend. Man merkte überall, daß der einzelne Minister eine Null war, wenn er nicht radikal eingestellt war. Der Bürgermeister machte dann den Vorschlag, ich möchte vorübergehend einen Posten einnehmen, der mich nicht binde, so daß ich Pfarrer von N. bleiben und dann in der geeigneten Stunde wieder zurückkehren könne. Der Herr Erzbischof war damit einverstanden. Er meinte auch mir gegenüber, es habe keine Eile, ich könnte etwas Erholung noch gut brauchen. Aber ich solle es mir gut überlegen, er sei der Auffassung, daß eine Rückkehr in die Pfarrei wohl erreicht werden könnte, aber sicher nur um den Preis fortgesetzter Schikanen. So kehrte ich wieder nach Gengenbach zurück und wartete ab.

Wie die Entscheidung auf der gegnerischen Seite fieberhaft angestrebt wurde, zeigen einige amtliche Dokumente. Das erste stammt vom Landrat und zeigt, daß auch er umgefallen war und den Parteigrößen das Opfer der selbständigen Meinung und Handlungsweise gebracht hatte. Das Schreiben des Landrates ist gerichtet an den Herrn Minister des Kultus, des Unterrichts und der Justiz in Karlsruhe und lautet:

„Unter Bezugnahme auf unsere Berichte vom 22. und 23. Sept. 1933 Nr. 1900 und 1901 lege ich hiermit ein Schreiben des Pfarrers Klemens Stehle an den Kirchenrechner Martin in N. vom 28. September 1933 zur Kenntnisnahme vor. Durch derartige Schreiben und Besprechungen mit Angehörigen seiner bisherigen Pfarrei, die ihn in Gengenbach

besuchen,  
hältnisse  
NSDAP in  
neute Au  
angegeben  
nur noch  
leiter bin  
rers Steh  
ihn führe  
möchte j  
nicht übe  
der Atmo  
dung des

Wir s  
„Hitler“  
er seinen  
mir heut  
brachte  
rühmlich  
Männerr  
ber“ bee

Am 1  
nariat d

„In e  
diesen T  
in einer  
Richtig  
begegne  
Die Kir  
hin geg  
Religion

An  
einande

Nie  
der Her  
Schule)  
Schule

Es is  
gen mi  
Grüßes

besuchen, verhindert Stehle, daß eine Beruhigung der Verhältnisse in N. eintrete. Seitens der Mitglieder der NSDAP in N. wird dieses Verhalten Stehles natürlich als erneute Auflehnung gegen die NSDAP wie gegen den Staat angegeben: die Erregung unter denselben wird dadurch nur noch gesteigert. In Übereinstimmung mit dem Kreisleiter bin ich der Auffassung, daß eine Rückkehr des Pfarrers Stehle nach N. nur noch zu weiteren Aktionen gegen ihn führen müßte, deren Verlauf nicht abzusehen wäre. Ich möchte jedenfalls die Verantwortung für seine Sicherheit nicht übernehmen. Im Interesse einer baldigen Befriedigung der Atmosphäre in N. wäre eine rasche, endgültige Entscheidung des Ordinariats in Freiburg sehr wünschenswert.“

gez. Dr. Wittler.

Wir sehen, aus dem aufrechten Wittler ist ein richtiger „Hitler“ geworden, der in 14 Tagen „umgelernt“ hatte, damit er seinen Posten als Landrat halten konnte. Der Mann tut mir heute noch leid, daß er nicht mehr Charakterstärke aufbrachte einem Kreisleiter gegenüber, der sehr bald ganz unrühmlich verschwinden mußte, und einigen jungen groben Männern gegenüber, die man in N. mit dem Ehrentitel „Kälber“ beehrte.

Am 12. Oktober habe ich von Gengenbach aus dem Ordinariat die nachstehende Erklärung geschickt:

„In einer Privatdepesche des „Alemannen“, die mir in diesen Tagen vorgelegt wurde, ist über die Vorgänge in N. in einer Art und Weise berichtet, die mich zu folgenden Richtigstellungen zwingt: Es ist nicht wahr, daß ich den mir begegnenden Kindern den deutschen Gruß verboten habe. Die Kinder haben überhaupt erst auf unsere Aufforderung hin begrüßt. Wir verlangten nur dieselbe Grußart wie im Religionsunterricht, also Deutscher Gruß mit Kath. Gruß.

An diese Begegnung hat sich keine unmittelbare Auseinandersetzung geknüpft. Die Kinder gingen sofort weiter.

Nie und nirgends habe ich gesagt, es sei nicht recht, wenn der Herr Erzbischof etwas derartiges (Deutscher Gruß in der Schule) anordne. Im Gegenteil, ich habe den Kindern in der Schule sofort die Erzb. Anordnung mitgeteilt.

Es ist nicht richtig, daß sich eine erregte Volksmenge gegen mich auflehnte wegen der Bruskierung des Deutschen Grußes. Noch am Freitag morgen, als ich ins Bezirksamt

(Landratsamt) nach Stockach gerufen wurde, wußten in N. nur einige Eingeweihte von der Sache. Während meines Aufenthaltes in Stockach ging ein SA-Mann herum, um zu einem „Gaudi“ in Stockach einzuladen. Von meiner Pfarrei waren nur ganz wenige Leute bei der Demonstration in Stockach. Auch die Stockacher Bevölkerung hielt sich fern.

Auch in der Wiedergabe einer Stelle aus der „Katechismusstunde“ ist ein wesentlicher Ausdruck weggelassen worden, so daß der Sinn irrig wird. Jene Katechismusstunde richtete sich in gleicher Weise gegen religiöse Anschauungen mehrerer Parteien.“

Das Erzb. Ordinariat hatte es nicht so eilig wie die Gegenseite und wie die Verängstigten. Erst unter dem 28. Oktober erhielt ich folgende Antwort von Freiburg :

„Vom Kultusministerium wird uns unterm 18. d. M. Abschrift Ihres Briefes an den Kirchenrechner Martin vom 28. September d. J. mit dem in Anlage beiliegenden Schreiben des Landrats in Stockach vom 9. Oktober an das Ministerium mitgeteilt.

Gleichzeitig teilt uns das Ministerium ein Telegramm, datiert Stockach, 8. Oktober, folgenden Inhaltes mit : „die in N. tagende amtswalterversammlung des kreises stockach erhebt nachdrücklichen einspruch gegen die wiedereinsetzung des pfarrers stehle in N. == amann +“

Vom Herrn Minister werden wir im gleichen Schreiben ersucht, Ihnen im Interesse der Beruhigung der Bevölkerung in N. naheulegen, daß Sie sich im Verkehr mit Ihren bisherigen Pfarrkindern der größten Zurückhaltung befleißigen sollen. Wir können diese Forderung aus seelsorgerlichem Interesse nur unterstützen und möchten Sie ersuchen, die Korrespondenzen mit Mitgliedern Ihrer Pfarrgemeinde auf das unbedingt Notwendige einzuschränken und darin nicht nur das Herz, sondern auch den Verstand mitsprechen zu lassen. Es muß heute immer mit der Bekanntgabe solcher Briefe gerechnet werden.

Wir werden in den nächsten Tagen in der Lage sein, Sie Ihrem Wunsche gemäß auf eine andere, Ihren Kräften entsprechende Seelsorgerstelle anzuweisen.

Der Generalvikar.“

Ich habe die Sprache der Kirchenbehörde gut verstanden, ich wußte auch ganz gut, wie ich den scheinbaren Tadel zu

interpretie  
Ordinariat  
1933, just  
folgt :

„Zu de  
statte ich

1. Meine  
der P  
Gruppe  
fühlt s  
mächtig

2. Wie die  
hinterl  
der he  
Brief,  
„Ihre  
Pfarrei  
Glocke  
mit Sch  
nicht e  
denn g  
alle, d

3. Wenn  
deren  
durch  
büßen.

4. Für ei  
den le  
Borron  
Jugen  
gleich  
Kinde

5. Ich ha  
tius i  
keine  
Aeuß

6. Durch  
heit c  
gente  
besten

1) Im O

interpretieren hatte, aber aus dem gleichen Grund, den das Ordinariat hatte, so zu schreiben, antwortete ich am 31. Okt. 1933, just nach Vollendung meines 44. Geburtstages, wie folgt:

„Zu den heutigen Mitteilungen des Erzb. Ordinariats gestatte ich mir zu bemerken:

1. Meine Fernhaltung von der Pfarrei ist nie der Wunsch der Pfarrgemeinde gewesen, sondern einer kleinen Gruppe, die von der Kreisleitung gestützt wird. Deshalb fühlt sich auch der Herr Landrat in Stockach so ohnmächtig.
2. Wie die Stimmung in der Pfarrei ist, kann aus der dort<sup>1)</sup> hinterlegten Korrespondenz ersehen werden. Einen Brief, der heute eingegangen ist, lege ich bei. In einem zweiten Brief, der ebenfalls heute eingetroffen ist, heißt es: „Ihre tapferen N....er sagen immer, wenn der Herr Pfarrer wieder zu uns kommt, werden wir mit allen Glocken läuten.“ „Ist es recht, diese treuen Katholiken mit Schweigen zu bestrafen? Darf der Seelsorger ihnen nicht ein Wort des Trostes schreiben? Und warum haben denn gewisse Leute so Angst vor mir? Es wissen doch alle, daß ich nicht rachsüchtig bin.“
3. Wenn ich gegen meinen Willen gewaltsam auf einen anderen Posten geschoben werde, kann ich möglicherweise durch die Krönung des Unrechts Verstand und Herz einbüßen.
4. Für einen Umzug fehlen mir die Mittel vollständig, da ich den letzten Pfennig in die Pfarrei hineingesteckt habe. Die Borromäus-Bibliothek in N. schuldet mir 200 Mark, das Jugendheim 500 Mark, die Kongregation 200 Mark. Desgleichen habe ich mehrere hundert Mark in den neuen Kindergarten hineingesteckt. Ich habe heute nur Schulden.
5. Ich habe dieser Tage mein Anliegen dem päpstlichen Nuntius in Berlin mitgeteilt. Es dürfte wohl angebracht sein, keine Entscheidung zu fällen, bevor von dieser Seite eine Aeüßerung vorliegt.
6. Durch meinen evtl. Wegzug von N. wird in der Mehrheit der Bevölkerung keine Beruhigung eintreten, im Gegenteil wird dieser Bevölkerungsteil, der sich aus den besten und treuesten Katholiken zusammensetzt, den Aus-

<sup>1)</sup> Im Ordinariat.

gang der Sache als eine Preisgabe ihrer heiligsten Rechte empfinden.“

Der Punkt 5 in dieser Antwort dürfte den Leser interessieren, er wird nach der Antwort aus Berlin fragen. Ich habe nie eine Antwort vom Päpstlichen Nuntius erhalten, weil er ohne Zweifel mein Schreiben auch nie erhalten hat. Zum mindesten wäre der Eingang meines Schreibens und meiner Rombroschüre vom Jahre 1933 bestätigt worden. Was man damals nicht auf Umwegen weiterleitete, war in Gefahr, abgefangen zu werden. Wahrscheinlich ist mein Schreiben schon in Gengenbach festgehalten worden.

Vielleicht könnte jemand den Eindruck gewonnen haben, als ob ich sehr stark an meinem Posten gehangen wäre und ihn um keinen Preis aufgeben wollte. Das wäre ein Irrtum. Ich hatte mir die Pfarrei N. nicht ausgesucht, ich wurde seinerzeit als Verweser hingeschickt und habe mir lange überlegt, ob ich mich um dieselbe bewerben sollte. Ich habe es schließlich auf Drängen der guten Katholiken, besonders des edlen Bürgermeisters Martin getan. Es waren aber viele Dinge, die mich hätten abhalten können, so z. B. das 250 Jahre alte Pfarrhaus, das mitten im Ort an einem der unruhigsten Punkte lag u. a. m. Ich habe nur bis zum letzten gekämpft, um mir nie den Vorwurf zuzuziehen, ich hätte diese Gelegenheit benützt, um einen irdischen Vorteil zu erzielen. Wenn ich trotzdem ein schönes Plätzchen erhielt, dann verdanke ich das einer besonderen Fügung Gottes und dem Wohlwollen unseres Oberhirten. Doch bevor ich berichte, wie es zur endgültigen Entscheidung und Scheidung kam, möchte ich nochmals auf eine Briefserie zu sprechen kommen, die das Bisherige noch intensiver beleuchtet. Ich gab ihr deshalb auch eine entsprechende Überschrift.

## 11. Ein würdevoller Ausklang: der 23. November 1933.

Der 23. November ist mein Namenstag. Die Kirche bittet in der Festmesse um die Leidenskraft, eine Bitte, die mir in jenen Tagen am nächsten lag. Eine Flut von Glückwunschbriefen kam auf diesen Tag in meine Klausur in Gengenbach. Alle Gratulanten sprachen darin den Wunsch und die Hoffnung auf eine baldige Heimkehr zur rechtmäßigen Herde

aus, und  
in der Ta  
trägt die  
laubnis, v  
In dieser  
Kaplanei  
30. Nove  
die geord  
damals f  
oder für  
ich mich  
Audienz  
sollte. I  
war auch  
rarisch t  
des Ober  
gerne, da  
hat eine  
bischof:  
dann ker  
kürzung  
perior, d  
Einfachh  
und auf  
abzuwar  
er ist in  
aufgezog  
In m  
sieht ma  
sparen u  
Briefe st  
vater, de  
rei beur  
heutiger  
tres ein  
wunderk  
denn sie  
heißt es  
Aber tr  
die Gew  
licher.  
nen. W  
handeln,

aus, und ich hatte bereits meine Anweisung nach Neusatzeck in der Tasche. Sie ist datiert vom 17. November 1933 und trägt die Bezeichnung „Absenzbewilligung“. Das ist die Erlaubnis, von der Pfarrei auf unbestimmte Zeit weg zu sein. In dieser Absenzbewilligung wurde ich als provisorischer Kaplaneiverweser und stellvertretender Superior auf den 30. November nach Neusatzeck angewiesen. Es wurden mir die geordneten Bezüge eines Pfarrers zugewiesen. Da die damals freien Pfarreien entweder zu groß für mich waren oder für meinen Gesundheitszustand ungünstig lagen, bewarb ich mich um keine derselben. Bei der zweiten bischöflichen Audienz kam nun die Rede auf Neusatzeck, das frei werden sollte. Ich kannte das Kloster mit seinem Exerzitienhaus, war auch mit dem Superior befreundet, zumal er auch literarisch tätig war. Es brauchte nur einen Wink von seiten des Oberhirten und ich erklärte: Nach Neusatzeck gehe ich gerne, das ist wohl am besten meinen Kräften angepaßt und hat eine gesunde Lage. Scherzend meinte der Herr Erzbischof: „Bist ja schon einmal Schwesternseelsorger gewesen, dann kennst Dich ja aus.“ Ich fuhr sofort auf die Eck (Abkürzung für Neusatzeck) und besprach alles mit dem Superior, der auf einen größeren Arbeitsposten wollte. Der Einfachheit halber entschloß er sich, mit mir zu tauschen und auf meiner Pfarrei den Sprung auf einen größeren Platz abzuwarten. Das ist ihm schon nach Jahresfrist geglückt; er ist in die Hansjakobpfarre im Kinzigtal — Haslach — aufgezogen und wirkt dort segensreich.

In meiner Pfarrei wußte man von all dem nichts, das sieht man den vielen Namenstagsbriefen an. Um Raum zu sparen und Wiederholungen zu vermeiden, muß ich diese Briefe summarisch behandeln. Da ist zunächst ein Familienvater, der mitteilt: „Soviel ich die heutige Lage in der Pfarrei beurteilen kann, glaube ich annehmen zu dürfen, daß die heutigen Verhältnisse mehr gewirkt haben, als wenn 5 Patres eine Mission abgehalten hätten. Gottes Wege sind wunderbar. . . . Wir wollen beten: Herr, verzeih' ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ In einem andern Brief heißt es: „Was wir alles durchkosten, weiß Gott allein. Aber trotz allem Leid bin ich innerlich doch glücklich, und die Gewißheit, daß es Ihnen gut geht, macht mich noch glücklicher. Rührend waren Ihre lieben Zeilen an unsere Kleinen. Wenn wir alle einmal so übernatürlich denken und handeln, sind wir gewiß auf dem Wege zum wahren Glück.“

Der Dirigent des Männergesangvereins und Kirchenchores fand besonders schöne Worte. Es sollen einige Stellen angeführt sein: „Ich weiß ja, daß Sie gerne für Ihre Pfarrkinder leiden und Opfer bringen, weil Sie uns N...er gerne haben. Es ist die edle Art Ihres ganzen Wesens. Wenn die vielen Vaterunser, die für Sie, Herr Pfarrer, von Groß und Klein gebetet worden sind, Erhörung finden, dann wird es Ihnen in aller Zeit gut ergehen. Weit aus die Mehrzahl Ihrer Pfarrkinder hofft von ganzem Herzen auf Ihr Kommen. Was Sie uns sind, wissen wir erst so recht, seitdem wir Sie nicht mehr in unserer Mitte haben. Ihre unermüdliche Pflichttreue im Dienste seelsorgerlicher Arbeit werden wir nie vergessen. Sie haben ganze Familien, die am Rande des Abgrundes standen, vom Unglauben bedroht waren, durch Ihr frommes Leben und gutes Beispiel zurückgeführt und gerettet. In vielen Häusern hörte man wieder beten, wo vorher das Beten jahrelang verstummt war. Lieber Herr Pfarrer, Ihre Sendung und Aufgabe hier in N. ist noch lange nicht erfüllt. Darum hoffen wir auch auf ein frohes Wiedersehen.

L. Sch.“

Ein reizendes Brieflein schickten die Ministranten mit ihrem jungen Mesner und Jungscharführer. Sie gedachten besonders des schönen Ministrantenausfluges auf den Heiligenberg und schildern, welche Verdienste sie sich um mich erwerben wollen. Daran knüpften sie köstlich ein Schriftwort: „Es heißt ja, das Gebet der Gerechten dringt durch die Wolken, und so wollen wir Ministranten auch unser Möglichstes tun. Es grüßen Ihre treuen Ministranten Konrad Kn., Franz M., Anton M., Alfons Kn., Erwin A., Josef S., Eugen L., Heinrich R., Eugen H., Anton Kn.“

Das Wort von der Ministrantentreue stimmt, aber das von der Gerechtigkeit im Sinne von Frömmigkeit klingt im Munde der Ministranten etwas fragwürdig. Am Schluß des Briefleins steht die Bemerkung: „Wenn Nero (mein Hund) sprechen könnte, würde er auch Grüße schicken, denn er sucht seinen Herrn.“

Im Namenstagsbrief meines ältesten Bruders sind zwei Äußerungen, die es verdienen, festgehalten zu werden. Er schreibt: „Ich wußte bestimmt, daß Du nicht kleinlich denkst und handelst, hatte aber Bedenken für Deine Gesundheit. Es ist ein guter Zug von Dir, wenn Du Deinen Pfarrkindern die Treue bis zum Äußersten hältst, aber gestorben ist in

N. meine  
das bei I  
mir jedo

Es tri  
Pfarrer  
der Kirc  
mit Müß  
der von  
kung ge  
Gelegent  
einer P  
Pfarrers  
Besitz d  
schaft w  
tung zu

Nun :  
führung  
der Bod  
gesagt u  
sammen  
oder Ver  
ser Ver  
das Gle  
nahmere

Mein  
das Kon  
das Tra  
Zweideu

Der  
früh ge  
kreises  
ber 193  
mal un  
mit Mä  
lisch si  
christli  
dieser  
dieses  
Herrn  
St. Ma

1) Ve  
2) Die  
Seite 62.

N. meines Wissens noch kein Pfarrer. Vielleicht wollen sie das bei Dir auch verhüten. Etwas vulkanisches Blut scheint mir jedoch dort vorhanden zu sein.“

Es trifft zu, daß in den letzten hundert Jahren in N. kein Pfarrer gestorben ist, sie sind alle vorher abgezogen. An der Kirchenmauer stand ein verwitterter Grabstein, den ich mit Mühe entzifferte. Er berichtet von einem Pfarrer Moll, der von 1815—1835 Pfarrer in N. war und an Gehirnverkalkung gestorben ist. Deshalb ist er wohl auch dort geblieben. Gelegentlich eines Pastorationsbesuches entdeckte ich in einer Familie ein kleines, sehr wertvolles Porträt dieses Pfarrers und erstand es für mich. Es soll aber später in den Besitz der Pfarrei kommen. Während der braunen Herrschaft wäre es nicht zweckmäßig gewesen, eine solche Stiftung zu machen.

Nun zur zweiten Äußerung meines Bruders: „Die Durchführung des Konkordates wirst Du gelesen haben in Nr. 252 der Bodenseezeitung. Darin ist den Geistlichen Schutz zugesagt und unzulässiges Vorgehen gegen sie, namentlich Zusammenrottungen zur Erzwingung der Inschutzhaftnahme oder Versetzung mit aller Schärfe untersagt usw. Nach dieser Verfügung des badischen Innenministeriums dürfte Dir das Gleiche in N. nicht mehr passieren. Außer N. habe Ausnahmerechte.“

Mein Bruder hatte keine Ahnung, daß mein Hinweis auf das Konkordat mit Hohn beantwortet wurde. Das war eben das Traurigste, daß das neue Regime mit Hinterhältigkeit, Zweideutigkeit, Lüge und Heuchelei operierte.

Der Leiter meiner Marienritter hat diese Atmosphäre sehr früh gespürt. Von einer Tagung der Marienritter des Seekreises im Exerzitienhaus in Hegne schrieb er am 21. November 1933: „Es war für mich eine große Wohltat, wieder einmal unter Männern zu sein und ohne vorsichtigen Seitenblick mit Männern zu reden, die vom Scheitel bis zur Sohle katholisch sind, die so katholisch sind, wie man es heute im überchristlichen Dritten Reich fast nicht mehr sein darf.“ Nach dieser treffenden Bemerkung fährt er fort: „Im Verlaufe dieses Things<sup>1)</sup> wurde beschlossen, an den hochwürdigsten Herrn Erzbischof und an den hochw. Herrn Burgkaplan von St. Martin am Kreuzberg<sup>2)</sup> Grüße zu senden. Das erstere

1) Versammlung des Deutschen Marienritterordens.

2) Die Ortsgruppe des Deutschen Marienritterordens hatte diesen Titel. Siehe Seite 62.

habe ich am Sonntag abend noch besorgt. Daß ich das zweite unterließ und heute mit diesem Briefe verbinde, werden Sie mir sicher nicht übel nehmen. Die ganze Versammlung von etwa 40 Marienrittern läßt Sie also herzlichst grüßen, nimmt an Ihrem Schicksal innigen Anteil und hofft zuversichtlich, daß unser allseitiges Gebet um eine glückliche Lösung bald Erhörung finden möge.

Dieses Thing der Marienritter ist das beste Seitenstück zur Amtswaltertagung in N.<sup>1)</sup>.

Um dieselbe Zeit flog ein Gratulationsbriefchen vom Spiritual des Hegner Provinzhauses auf meinen Tisch. Nach Darbietung seines Glückwunsches weist er auf meinen Namenspatron hin: „Die übrigen Wünsche sind alle eingeschlossen in dem einen, Du mögest Deinem großen Patron in jeder Hinsicht zur Ehre gereichen. Und Du weißt ja, daß er in die Verbannung gehen mußte. Ich habe in der vergangenen Woche an Propagandaleiter Burk in R'zell wegen Dir geschrieben. Antwort ist allerdings noch keine da. Vielleicht will man erst das große Amnestiegesetz abwarten, von dem in diesen Tagen öfters die Rede war. Denn jetzt wäre die Zeit, die ganze Vergangenheit endgültig abzuschließen. Bis dahin trägst Du Dein Kreuz hoffentlich recht tapfer. Neulich traf ich den armen Kast<sup>2)</sup>, früher in Ettlingen. Er ist völlig gebrochen. Von der früheren Kraftgestalt nichts mehr übrig. Wenn er nur nicht ganz hintersinnig wird! Doch Du hast hoffentlich Deinen gesunden Humor noch. Und schließlich werden sich die gebrachten Opfer doch in irgend einer Form lohnen. Ich habe Deine Sache ganz besonders der lieben Gottesmutter von Schönstatt empfohlen und hege zu ihr das große Vertrauen, daß sie eines Tages eine glückliche Lösung der Frage gewähren wird.“

Dein Konrad.

Von Schönstatt wußte ich damals noch herzlich wenig und gerade die Vertreibung von N. sollte mir zum Wegweiser nach Schönstatt werden, wo ich eine seelische Bereicherung von ungeahnten Maßen erfahren sollte. Dort lernte ich einen Priester kennen, der mit klarem Blick einer viel größeren Prüfung entgegenging und der aus der Fülle einer caris-

1) Siehe Seite 40.

2) Früher Stadtpfarrer von Ettlingen. Er hat sich durch seine soziale Tätigkeit sehr verdient gemacht und dadurch den Neid und Haß der Partei sich zugezogen.

matisch b  
Kraft sper  
stapo-Gefä  
Dachau ve

## 12. Ein

Wenn  
der Gedan  
„Wie ist e  
beten? H  
wünschte  
Gegner w  
Mann“ ka  
etwas kle  
Stehle wi  
Verlautbar  
auf ihre  
für eine I  
diesen St  
sagt, vom  
ich, daß  
schlimmer  
hat. Ein  
seinem Na  
Sein Brie

„Soebe  
durchgega  
habe: Je  
Schuld an  
freigibst,  
ihnen Jes  
besondere  
Freiburg  
wollen.  
daß dem  
deutet w  
N. zurück  
anderes,  
größten I

1) P. Ken  
2) Anred  
3) Zusam

matisch begnadeten Seele zahllosen Priestern Licht und Kraft spendete, bis er hinter den Toren des Koblenzer Gestapo-Gefängnisses und dann hinter dem Stacheldraht von Dachau verschwand.<sup>1)</sup>

## 12. Eine theologische Frage und ihre Antwort.

Wenn man diese Zeilen aufmerksam liest, dann wird sich der Gedanke oder die Frage mit aller Kraft aufdrängen: „Wie ist es denn nun mit den vielen himmelstürmenden Gebeten? Haben denn die Vielen umsonst gebetet? Die gewünschte Erhörung scheint doch ausgeblieben zu sein. Die Gegner waren eine Zeitlang unsicher, ja der „Gaudi-SAMMANN“ kam eines Tages in einen Laden in N. und meinte etwas kleinlaut: „Es wird am besten sein, wenn Pfarrer Stehle wieder kommt!“ Auch in den Zeitungen kam eine Verlautbarung von oben, ausgewiesene Geistliche könnten auf ihre Pfarreien zurückkehren, wenn sie Gewähr bieten für eine loyale Haltung dem Staate gegenüber. Hätte ich diesen Strohalm ergriffen, dann wäre ich, wie das Volk sagt, vom Regen in die Traufe gekommen. Heute weiß ich, daß das Gebet der Vielen mich von einem weitaus schlimmeren Schicksal, vor Dachau und Hungertod bewahrt hat. Ein Mitbruder, der mir besonders nahestand, hat in seinem Namenstagsbrief diesen Gedanken schon angedeutet. Sein Brieflein ist charakteristisch: „Carissime Confrater!“<sup>2)</sup>

„Soeben habe ich die Geschichte der Biblischen Geschichte durchgegangen, die ich morgen den Kleinen zu erklären habe: Jesus wird dem Volke vorgeführt. „Ich finde keine Schuld an ihm“. „Kreuzige, kreuzige ihn!“ „Wenn Du ihn freigibst, bist du kein Freund des Kaisers!“ „Und er gab ihnen Jesus zur Kreuzigung“ . . . . . Sie bedürfen jetzt ganz besonderer Gnaden. Wie ich vermute, wird Ihnen von Freiburg nahegelegt, nicht mehr nach N. zurückkehren zu wollen. Gestern erfuhr ich beim „Dies“<sup>3)</sup> in Liggeringen, daß dem Herrn Confrater in Orsingen von Stockach aus bedeutet wurde, es sei undenkbar, daß man Sie wieder nach N. zurückkehren lassen werde. Ich selber erwartete nichts anderes, nachdem ich Ihre ganze Angelegenheit mit dem größten Interesse verfolgt habe. Von allen Mitbrüdern, die

<sup>1)</sup> P. Kentenich, der einer der Überlebenden von Dachau. Vergl. Seite 103.

<sup>2)</sup> Anrede in Priesterbriefen = Liebster Mitbruder.

<sup>3)</sup> Zusammenkunft der Priester eines kleineren Seelsorgbezirkes.

unter den neuen Verhältnissen zu leiden haben, sind Sie der am schwersten Betroffene. Ich selber habe darunter innerlich sehr gelitten. Nun aber sehe ich ein, daß es so Gottes heiliger Wille ist und daß alles zu Ihrer Heiligung dienen soll. Ihre Läuterung und immer größere Vollendung ist all das wert. Mit Christus vereint werden Sie im neuen Wirkungskreis immer reicher werden an der ganz reinen Liebe.

Darum betet für Sie Ihr dankbarer mit Ihnen leidender

Fr. W.“

Die theologische Frage nach dem Sinn des Gebetes in solchen Situationen wurde tiefsinnig von meinem Heimatpfarrer aufgefaßt, wenn er bemerkt: „Ich muß meine tiefe Ehrfurcht gegen die geheimnisvollen Absichten und Fügungen Gottes aussprechen. Anders kann ich die Ereignisse nicht erklären. Das aber muß dankbar und vertrauensvoll machen.“

Ich kann meinem innig befreundeten Heimatpfarrer heute noch die Versicherung geben, daß damals das Gebet der vielen Mitbrüder, der Kinder, der Männer und Frauen, der Jungmänner und Jungfrauen meiner Pfarrei, der vielen Freunde allüberall mir eine Ruhe und Sicherheit gegeben hat, die meine Gegner immer wieder verblüfft hat. Der bereits verewigte Pfarrer Martin von Stahringen schrieb: „Die Tatsache, daß Sie nur deshalb verfolgt werden, weil Sie die Grundsätze der Kirche in Ihren Schriften verteidigten, wird Ihnen den besten Trost geben.“

Mein einstiger Mitarbeiter in Tiengen am Oberrhein, Pfarrer Kraus in Langenrain erinnerte an die Sturmzeit in Tiengen, als wir beide nach dem verlorenen Krieg 1918 es wagten, in die Gründungsversammlung des Soldaten-, Arbeiter- und Volksrates zu gehen und durch unser überraschendes Eingreifen die Wahl eines Volksrates zustande brachten, der völlig ungefährlich war, weil wir durch unsern Vorschlag einen überzeugten und redengewaltigen Katholiken an die Spitze brachten, bevor die Versammlungsteilnehmer die List gemerkt hatten. Die Geschichte wurde im Städtchen viel besprochen und belacht. Pfarrer Kraus meinte dann nicht mit Unrecht: „Es gibt noch viele andere Posten in der weiten Erzdiözese Freiburg, wo Du wirken kannst. Also laß Dir das Opfer nicht zu sehr auf die Nerven gehen, sondern sei guten Mutes. Hilarem datorem diligit Deus!“ (Einen freudigen Geber liebt Gott). Dieses Wort hat hier einen schönen

Platz. Nu  
den, habe  
Wert. Da  
sphäre. F  
Brief mei  
1933. Dar  
daß eine  
ben sich  
meister E  
werden“,  
lachen m  
Nie und  
die ganze  
Menschlei  
Christi, d  
len ihn u  
Der junge  
kann ihn  
Lager ve  
aber die  
in dieser  
ausüben  
das Welt  
nicht von  
schrecklic  
„Der Pap  
betet. D  
gekehrt.  
gekämpft  
haben de  
und habe  
und ohn  
uns den  
haben u  
Diese  
sich in  
bruch de  
alle auf  
die Folg  
genomm  
inneren  
Nichtbete  
stunde d

Platz. Nur Opfer, die aus freudigem Herzen gebracht werden, haben eine übernatürliche Seele und übernatürlichen Wert. Das Gebet aber schafft diese freudige Opferatmosphäre. Ein glänzendes Beispiel der Opfergesinnung ist der Brief meines Jugendführers Willi (Vorname) vom 21. Nov. 1933. Darin stehen die markanten Sätze: „Die da glaubten, daß eine Gefängniskur meine Gesinnung ändern würde, haben sich gründlich getäuscht. Wenn unser neuer Bürgermeister B. die Forderung aufstellte, ich sollte „ja anders werden“, so ist das wohl ein Wunsch, über den ich im stillen lachen muß. Die Christusjugend ihren Präses verlassen? Nie und nimmer! Lieber den Tod! Überhaupt kommt mir die ganze Geschichte von Tag zu Tag lächerlicher vor. Kleine Menschlein rennen gegen den Priester Gottes, der doch Christi, des allgewaltigen Königs Stellvertreter ist, und wollen ihn unschädlich machen. Welch bodenlose Dummheit!“ Der junge Mann hat recht. Man kann den Priester verjagen, kann ihn mundtot machen, man kann ihn in einem K.-Z.-Lager verhungern lassen oder sonst um die Ecke bringen, aber die ganze Welt kann nicht verhindern, daß der Priester in dieser und in der anderen Welt die Macht seines Gebetes ausüben und damit entscheidend in die Weltgeschichte und das Weltgeschehen eingreifen kann. Auch ein Willi, aber nicht von dieser Art, nämlich Willi Börger, spricht in seinem schrecklichen Hetzbüchlein vom deutschen Wesen höhnisch: „Der Papst von Rom hat schon immer für den Frieden gebetet. Der Friede ist bis heute noch nicht in der Welt eingekehrt. Die Kirche hat 2000 Jahre lang gegen den Teufel gekämpft, und er ist immer noch nicht kaputt. Wir aber haben den Teufel in Gestalt des Bolschewismus bekämpft und haben ihn aus unserem Lande ausgetrieben ohne Papst und ohne Kirche. Wir haben nicht gebetet, der Herr möge uns den Frieden schenken, sondern wir haben gehandelt und haben uns stark gemacht noch innen und nach außen.“

Diese Stärke, von der Börger so pathetisch spricht, hat sich in einem sonderbaren Licht gezeigt beim Zusammenbruch des nationalsozialistischen Gebäudes. Die Beter sind alle auf ihrem Posten geblieben und haben mit starker Seele die Folgen eines katastrophal verlorenen Krieges auf sich genommen, sie sind die Baumeister der Zukunft, weil sie den inneren Frieden, den Frieden Christi in sich tragen. Die Nichtbeter im Sinne eines Willi Börger haben in der Notstunde des Volkes dasselbe schmäählich im Stich gelassen, sind

geflohen vor der Verantwortung, geflohen von den Trümmern weg, die sie verschuldet hatten, sind geflohen aus diesem Leben in feigem Selbstmord. Es seien noch zwei Stellen aus der blasphemischen Schrift „Vom deutschen Wesen“ zitiert. Er erzählt von einem nordischen Helden Ekke, wie er sich im Kampf benahm: „Ich kann mir diesen Ekke nicht vorstellen, wie er betend und flehend, in die Knie gebrochen vor Jammer, einen Gott über den Wolken um Gnade und Hilfe anfleht . . . Er hat nicht gefleht, der Kelch möchte an ihm vorübergehen. Er griff von selbst nach ihm, denn er weiß: Alles Notwendige ist gut!“<sup>1)</sup> Und dann die andere, ebenbürtige Stelle: „Wir bitten nicht: Herr, laß diesen Kelch an uns vorübergehen — wir bitten nur: Herrgott, wenn du uns nicht helfen willst, hilf auch den andern nicht, dann werden wir schon mit ihnen fertig!“ Es mag sich jeder Deutsche seine eigenen Gedanken machen über diese Ergüsse, er wird sich schämen vor der ganzen Welt, daß das begabte deutsche Volk in die Gewalt solcher Ungeheuer geriet. Aber wie oft habe ich meinen Pfarrkindern von der Kanzel gesagt: „Wer sein Vertrauen auf einen Menschen setzt und von ihm alles Heil erwartet und dabei Gott vergißt, der wird jenes Schicksal erleben, das die Propheten des Alten Bundes so gewaltig schildern.“ So habe ich vom religiösen und theologischen Standpunkt aus keinen Augenblick an den Endsieg des Nationalsozialismus geglaubt, war aber vom ersten Augenblick meines persönlichen Kampfes überzeugt, daß Gott all diese Gebete erhören und mir und all den anvertrauten Seelen die Heimsuchung zum Segen werden lasse.

### 13. Der dritte Sturm.

Der erste Sturm war der Sturm des Hasses, der zweite war ein Gebetssturm und der dritte war der Glückwunschsturm zum 23. November und dann zu meinem neuen Posten. Einiges habe ich schon in den vorigen Abschnitten erwähnt. Ich möchte mich dabei nur solange aufhalten, als es zur Beleuchtung der politischen und religiösen Lage damals dienlich ist. Am besten geschieht das in einer Art Zusammenfassung. Vor mir liegt ein Brief mit der Nr. 76. Einen großen Teil jener Briefe konnte ich leider nicht aufbewahren,

<sup>1)</sup> Eines von den nationalsozialistischen Dogmen, das eine Fülle von Unrecht in seinem Schoße trägt.

teils wegen  
Inhaltes“.  
nariat, bis  
Es sind üb  
lichkeit. S  
auch aus c  
ins Auslan  
einem Brie  
Frage zum  
„Bin seit l  
mich gleich  
wird viel f  
rer solle d  
geschehen.  
läßt durch  
schicken u  
Sonntagsbl  
Gröber ver  
barkeit no  
zum Fried  
zu dürfen  
Aus dem  
Kolleg des  
Schreiben  
teren Lebe  
und Durla  
teland be  
den Seelen  
Gute Men  
Einsiedeln  
freien Sch  
den tüchti  
Wochen zu  
auf, daß i  
aus Groni  
angehauch  
meine „Ni  
ort Groni  
war, obwo  
Bem Inter  
habe, ja, c  
vatorianer  
gergruppe

teils wegen Platzmangel, teils wegen ihres „staatsgefährlichen Inhaltes“. An die hundert hinterlegte ich im Erzb. Ordinariat, bis man sie auf der anderen Seite vergessen hatte. Es sind überaus wertvolle Zeugnisse der Liebe und Anhänglichkeit. Sie kamen nicht allein aus meiner Pfarrei, sondern auch aus der näheren und entfernteren Umgebung. Selbst ins Ausland drang die Kunde von den Ereignissen in N. In einem Brief aus Sulgen in der Schweiz kommt dies in der Frage zum Ausdruck, ob ich nicht dahin kommen möchte: „Bin seit letzten Samstag in dem schönen Sulgen. Es fragten mich gleich alle, was auch Onkel Klemens mache. Auch hier wird viel für Sie gebetet. Es sagen alle zu mir, Herr Pfarrer solle doch nach Sulgen kommen, hier werde ihm nichts geschehen.“ Eine Kranke aus dem benachbarten Eigeltingen läßt durch Geschwisterhand Grüße und Glückwünsche schicken und erinnert an das von mir redigierte Konstanzer Sonntagsblatt, das seine Gründung unserem Erzbischof Dr. Gröber verdankt. Am Schlusse heißt es: „Ich muß aus Dankbarkeit noch bemerken, wie sehr wir immer nach den „Wege zum Frieden“ suchen, um mit Ihnen in Verbindung stehen zu dürfen; sogar die früheren Nummern holen wir hervor.“ Aus dem Salvatorkolleg Lochau bei Bregenz und aus dem Kolleg des gleichen Namens in Wurzach kamen herzliche Schreiben von Pfarrkindern, denen ich den Weg zum späteren Lebensberuf zeigen durfte. In Briefen aus Iffezheim und Durlach wird meine Neuansiedlung im badischen Mittelland begrüßt, weil ich auf diese Weise wieder näher bei den Seelen sei, denen ich als junger Priester Wegweiser war. Gute Menschen aus St. Gallen, Rorschach, Uznach, Maria-Einsiedeln und Luzern luden mich ein, meine Schmerzen im freien Schweizerland zu vergessen. In Luzern war ich bei den tüchtigen St. Anna-Schwestern im Jahre 1928 mehrere Wochen zur Erholung. Ich führte mich damals so manierlich auf, daß ich jederzeit wieder kommen konnte. Eine „Nichte“ aus Gronig schickte mir ein sorgfältig verfaßtes, dichterisch angehauchtes Glückwunschbriefchen. Leider kenne ich diese meine „Nichte Elisabeth“ so wenig mehr wie den Absenderort Gronig, obwohl der Bruder der Absenderin ein Klemens war, obwohl sie so lebhaft erzählt, wie ihr Vater mit großem Interesse die Rombroschüre des Onkels Klemens gelesen habe, ja, daß er in Rom auch den P. Norbert aus dem Salvatorianermutterhaus kennen gelernt habe, der meine Pilgergruppe im Mai 1933 so gut führte und betreute.

Der Glückwunschbrief Nr. 65 trägt 32 Unterschriften von Kongreganistinnen, die alle erklären: „Nichts ist uns zuviel, wenn es gilt, unserem guten treuen Präses eine Freude zu machen.“ Der Brief Nr. 72 beginnt „Im Namen des Müttervereins“ und enthält die Beteuerung: „Wir brauchen Sie so notwendig. Überall fehlen Sie.“ Er trägt die sieben Unterschriften der Vorstandsfrauen. Die Oberprima des St. Konradihauses in Konstanz gratulierte durch meinen ersten Lateinschüler A. Böhe, der ihr angehörte. Mitunterschrieben hatten 10 Kreuzritter der verschiedenen Klassen, es grüßten und gratulierten „ebenso alle übrigen, im Augenblick nicht anwesenden Kreuzritter.“<sup>1)</sup> Über meine Beziehungen zu den Konstanzer Kreuzrittern wird später noch ein Wort zu sagen sein. Im Auftrag der Männerwelt gratulierte mir ein Gemeinderat und fügte als Geschenk das mannhafte Wort bei: „Seien Sie versichert, daß Sie wieder ganze Männer hinter sich haben.“ Eine Nachbarsfamilie hat mit allen Unterschriften der Familienglieder ihre Glückwünsche dargebracht und erinnert an einen früheren poetischen Glückwunsch, der in dem frommen Wunsch gipfelte: „Nicht wahr, Herr Präses, wir bleiben noch 100 Jahr in Lieb und Treu beisammen.“ Ein Vertreter der Jungmänner liebt die Kürze und braucht doch viel Papier. Nachdem er den Seufzer ausgestoßen: „Sie haben wegen uns armen Sündern schon viel mitmachen müssen“, hat er in großen Lettern eine ganze Seite beschrieben mit dem ehrlichen Ausruf: „Herr Pfarrer, Sie müssen wieder kommen!“ Nicht gerade so stürmisch ist ein anderer Jugendbrief, in welchem ein Predigtwort des Stockacher Vikars angeführt ist: „Gott sei es, der die Geschicke der Menschen lenkt.“ Am besten beschließen wir diesen Abschnitt über den dritten Sturm mit den Kindern. Die Seehasenkinder sind viel anschmiegender und zugänglicher als unsere Bergkinder im Schwarzwald. Wie herrlich klingt es, wenn kleine Knirpse schreiben: „Lieber Onkel Klemens! Ich würde Dir lieber die Hand zu Deinem Namenstag reichen. Komm doch wieder zu uns Kindern nach N.“ Oder wenn ein anderes meint: „Ich wünsche, daß Sie bald wieder zu uns zurückkehren. Will ja gern auf mein Christkind verzichten, bin zufrieden mit einem kleinen Weihnachtsbaum, wenn nur Sie wieder kommen. Als Namenstagsgeschenk

<sup>1)</sup> Eine Studentenvereinigung auf religiöser Grundlage. Der Nationalsozialismus hat alle diese Vereinigungen vernichtet, hat sogar die farbenfrohen Mützen der Studenten verboten.

werde ich  
den Probe  
in saubere  
nicht meh  
Das wäre  
für alle L  
und bezog  
schen Ger  
gend, nur  
Str. ware  
beiden au  
Liebe für  
Widerstan  
gingen, m  
rend die  
Und sieh  
in die Sch  
schickte s  
Beschäfti  
besser als  
haben die  
dert. Ja,  
fang stär  
dem deut

In de  
Pfarrkin  
kann m  
welche  
Gruppe  
Mosaiks  
Volkes.  
gemacht  
schaulich  
das Erle  
ungesch  
müttern  
feste set  
den nach

werde ich Ihnen den Rosenkranz aufopfern.“ Zu diesen beiden Proben noch eine dritte. Da schreiben zwei miteinander in sauberer Sütterlinschrift: „Seit Sie fort sind, ist es hier nicht mehr schön. Wir hoffen, daß Sie bis Nikolaus da sind. Das wäre dann der schönste Nikolaus und die größte Freude für alle Leute.“ Diese Familie zog bald darauf weg von N. und bezog wieder ihr väterliches Haus in einer hohenzollerischen Gemeinde. Dort waren alle Kinder in der Hitler-Jugend, nur die zwei neuangekommenen Mädchen der Familie Str. waren nicht dabei. Der Lehrer, der bald merkte, daß die beiden ausgezeichnete Schülerinnen waren, warb mit aller Liebe für den Eintritt in den BDM. Allein die zwei leisteten Widerstand. Er erklärte ihnen, wenn sie nicht in den BDM gingen, müßten sie am Samstag in die Schule kommen, während die anderen Kinder zum Kräutersammeln frei bekamen. Und siehe, die zwei kamen am Samstag morgen pünktlich in die Schule. Der Gestrafte war natürlich der Lehrer. Er schickte sie nun in seinen Garten und gab ihnen eine kleine Beschäftigung. Da sagten die anderen Kinder: „Die habens besser als wir, weil sie nicht im BDM sind.“ Mit viel Humor haben die Kinder diese Affaire in einem Brief mir geschildert. Ja, wenn alle nach dem Beispiel dieser Kinder von Anfang stärkeren Widerstand geleistet hätten! Dann wären dem deutschen Volke bitterste Stunden erspart geblieben.

#### 14. Der Abschiedsbrief.

In den vorausgehenden Abschnitten mußte ich meine Pfarrkinder ausgiebig zu Worte kommen lassen, denn nur so kann man sich ein wahres Bild von der Lage machen, in welche die guten Leute durch die Rachsucht einer kleinen Gruppe hineingetrieben wurden. Dieses Bild ist ein kleines Mosaiksteinchen aus dem großen Trauergemälde unseres Volkes. Viele Priester und Laien haben Schlimmeres durchgemacht als ich, aber sie haben vielleicht nicht dieses anschauliche Material, um ihre Situation zu beleuchten, oder das Erlebte ist so bitter und grausig, daß man es am besten ungeschrieben läßt, um schwachen Nerven und weichen Gemütern nicht zu schaden. Am Tage nach meinem Namensfeste setzte ich mich hin und schrieb meinen Pfarrkindern den nachstehenden Abschiedsbrief:

„Mutterhaus Gengenbach, den 24. Nov. 33.

Grüß Gott!

Zu meinem Namenstage wurde ich von einer förmlichen Flut von Glückwünschen überschüttet. Die meisten kamen von N. Diese sollen zuerst beantwortet sein. Es haben überaus herzliche Wünsche ausgesprochen der Stiftungsrat, der Mütterverein, die Jungfrauenkongregation, der Jungmännerbund mit DMRO. Diesen haben sich angeschlossen eine große Anzahl von Eltern und Kindern. Was in diesen Briefen steht, offenbart so recht die tiefste Verbundenheit, die nicht aus natürlichem Denken und Glauben stammt. Die Wirkung dieser Briefe ist die: Ich fühle mich unendlich glücklich, katholischer Priester zu sein und danke Gott, daß er durch meine schwachen Kräfte so viel Gutes unter Euch und in Euch gewirkt hat

Wenn ich nun trotzdem vorerst nicht zu Euch zurückkehre, dürft Ihr ja nicht glauben, der neue ehrenvolle Posten habe mich veranlaßt, meiner Pfarrgemeinde den Rücken zu kehren. Ich habe alles vor Gott und meinem Gewissen überlegt und habe mit unserem Erzbischof persönlich gesprochen. Er hatte für seinen alten Schüler nur das Beste im Auge, und in seinem Rate erkannte ich den Willen Gottes. Eine fast wunderbare Fügung ist es, daß mein Freund, der Hochwürdige Herr Superior Vetter von Neusatzeck zu Euch kommt. Ihm dürft Ihr das größte Vertrauen entgegenbringen. Er kann mich doppelt ersetzen. Eltern und Kinder, Jungmänner und Jungfrauen werden das bald feststellen können.

Wir wollen einander nichts anderes schuldig bleiben als die Liebe. Wir bleiben unzertrennlich miteinander verbunden. Da ich Pfarrer von Nenzingen bleibe, werde ich an allen Sonn- und Feiertagen, an allen Aposteltagen und an einigen Marienfesten das heilige Meßopfer für Euch darbringen, wie ich es bis zur Stunde immer getan habe. Und so wie ich bis zu diesem Augenblick mein Herz und meine Seele frei hielt von Groll und Verbitterung, so werde ich in Zukunft allen meinen Pfarrkindern die Gnade des Erlösungsofers zukommen lassen. Wir werden auch mit derselben Treue, mit der wir zu unserer heiligen Kirche stehen, zu unserem geliebten

Vater  
Dinge  
fühle  
Ich  
desha  
bin.  
geopf  
sein  
Ei  
ben  
mutt  
Kind  
Domi  
nächt  
Sege  
Ich  
schüt  
und

Es er  
die Grün  
müssen.  
Geltung  
ten. Di  
religiöse  
tungsdr  
meiner  
Betätig  
trieb u  
sunden  
Kontra  
dann er  
der Se  
Eine ar  
Predigt  
ganz pe  
pfarrer  
für Kir

Vaterland stehen und werden unbeeinflusst durch lokale Dinge uns als Glieder einer großen Volksgemeinschaft fühlen.

Ich habe nie meinen persönlichen Vorteil gesucht, deshalb scheidet mich von Euch als ich gekommen bin. Von dem, was ich der Pfarrgemeinde gegeben und geopfert habe, fordere ich nichts zurück, weil Gott und sein Herzensfriede mein überreicher Lohn ist.

Ein Bitte habe ich noch: Haltet das Grab meiner lieben Mutter in Ehren. Es ist das Grab einer Priester-mutter, die durch ihr Ewigkeitsgebet Euch und Euren Kindern Gottes Gnaden erlehen wird. Vom stillen Dominikanerkloster in Neusatzeck, wo der Heiland mein nächster Nachbar ist, sende ich Euch täglich Gruß und Segen.

Ich schließe mit dem Wunsche: Der liebe Gott beschütze und segne meine geliebte Pfarrgemeinde N. jetzt und immerdar

Kl. St., Pfr.“

## 15. Tiefere und tiefste Ursachen.

Es entgeht wohl keinem aufmerksamen Beobachter, daß die Gründe für den Sturm im September 1933 tiefer liegen müssen. In jeder Gemeinde sind Streber, die einen starken Geltungsdrang haben und irgend ein Krönlein tragen möchten. Dieser Geltungsdrang ist umso größer, je geringer der religiöse Eifer ist, denn im religiösen Eifer wird der Geltungsdrang in geordnete Bahnen gelenkt. Das habe ich bei meiner Jugend so schön gesehen. Man muß der Jugend ein Betätigungsfeld geben, damit der Geltungstrieb, der Arbeitstrieb und der Erfindetrieb auf seine Rechnung und zur gesunden Entwicklung kommt. Gerät der Geltungstrieb in Kontrast und Widerspruch zu den Grundsätzen der Seelsorge, dann entsteht Kampfatosphäre oder Sumpfluft, je nachdem der Seelsorger seine Grundsätze vertritt oder preisgibt. Eine andere Schwierigkeit liegt in der Tatsache, daß die Predigt über Sünde und Laster in einer Landgemeinde oft ganz persönlich verstanden wird. Und was kann ein Landpfarrer erleben, wenn er von seinen Bauern Geld verlangt für Kirche, Paramente, Pfarrhaus, für caritative und soziale

Zwecke. Hier gleich ein kleines hübsches Beispiel. Ich hielt einmal Caritassammlung und verkündete sie von der Kanzel mit dem Bemerken, die Hälfte des Sammlungsergebnisses dürfe für örtliche Arme zurückbehalten werden. Prompt ließ mir ein Mann sagen, ich solle nur alles fortschicken, in N. gebe es keine armen Leute. Umgekehrt kam einer zu mir und beschwerte sich über meinen Vorgänger, der alles Geld nach Freiburg geschickt habe, was natürlich ganz falsch war. Aber von der Stunde an verkündete ich nie mehr, welche Kollekten an die Erzb. Kollektur abgegeben worden sind. Nicht bloß der Geiz ist ein Laster, das in der Seelsorge hindert, sondern vor allem der Neid. Als ich begabten Knaben Lateinunterricht gab, kam bald ein Echo zu meinen Ohren, das mich anekelte. Man gönnte Familien, die nur 2 oder 3 Kühe im Stall hatten, absolut keinen Studenten. Als die Kirchengemeinde-Vertretung gewählt werden sollte, hatte ich auf die Vorschlagsliste einige Männer aus kinderreichen Familien gesetzt. Sie wurden gewählt, aber später hörte ich wiederholt aus dem Munde der sog. „Großen“: „Die haben gut Kirchensteuer genehmigen, die zahlen selber keinen Pfennig.“

Ich will mal mit dem Schmerzenskind „Ortskirchensteuer“ beginnen. Die meisten Gegner sind mir zunächst hier erstanden. Ich habe diese Steuer nämlich neu eingeführt. Über 80 000 Mark Fondsgelder waren der Inflation zum Opfer gefallen. Die Kirche hatte im Chor große Risse und sonstige Schäden, die Paramente waren brüchig, armselig und am Zugrundegehen. In der wertvollen Martinskapelle mit Kunstwerken von Feuchtmeyer und anderen Barockkünstlern waren die Fenster eingeworfen, so daß Wind und Regen ihr Zerstörungswerk vollbringen konnten. Eine Kinderschule für die zahlreichen Kinder war nicht vorhanden, das Pfarrhaus war, wie bereits erwähnt, 250 Jahre alt, ein ehemaliges Bauernhaus, mitten im Ort an der Autostraße, außen und innen grenzenlos verwahrlost. Vor meinem Aufzug 1926 hatte die Gemeinde das Dach decken lassen. Die Dreckhaufen lagen noch friedlich im Garten vor dem Haus. Der eiserne Gartenzaun war halb zusammengerissen, so daß des Nachbars Vieh sich schwer daran verletzte. Meinen Vorgänger trifft die Schuld an diesen Verhältnissen nicht. Während des Weltkrieges konnte er nichts unternehmen. Ein früherer Pfarrer wollte 1906 ein Pfarrhaus bauen. Die Pläne waren fertig, das Geld war da. Da machte die kleine Clique der

ewig Kriti  
einer Fast  
und ließ i  
warm gew  
derte ihne  
fen, daß a  
fen werde  
lungen br  
germeister  
neue Bau  
Sammler,  
ihrer See  
Freiwillig  
die Verm  
opfern. S  
führen S  
seinen ge  
rat und t  
die Kirch  
Leute St  
wünscht  
eine Prot  
Formfehl  
Fälschun  
ersten S  
sehr stür  
mig gene  
Zwei gro  
bänke in  
Steuer z  
schritt e  
nichts B  
mel, für  
geböten  
gepfänd  
zahlten.  
Freunde  
Der I  
rer Jose  
gibt es  
Fall und  
Pfarrei  
sorgshel

ewig Kritisierenden den Pfarrhausbauplan zum Gegenstand einer Fastnachtssosse. Der Pfarrer packte seinen Bündel und ließ ihnen das alte Pfarrhaus zurück. Sobald ich etwas warm geworden war, rief ich die Männer zusammen, schilderte ihnen die Verhältnisse und forderte sie auf, mitzuhelfen, daß aus freiwilligen Beiträgen ein neuer Fond geschaffen werde. Die Sache klappte. Die ersten drei Monatssammlungen brachten über 600 Mark. Dazu legte der edle Bürgermeister Martin aus seiner Tasche 500 Mark, so daß der neue Baufond bereits 1100 Mark betrug. Da kamen die Sammler, die ich allerdings noch nicht bis auf den Grund ihrer Seele kannte, und erklärten mir, dieses System der Freiwilligkeit taue nicht, denn augenscheinlich würden sich die Vermöglichen drücken und ließen die kleinen Leute opfern. Sie schlossen mit der Aufforderung: „Herr Pfarrer, führen Sie die Ortskirchensteuer ein, dann trifft es jeden seinen gerechten Anteil.“ Lange berieten wir im Stiftungsrat und beschlossen endlich, dem Wunsche stattzugeben und die Kirchensteuer einzuführen. Aber jetzt liefen dieselben Leute Sturm dagegen, die ihre Einführung so sehr gewünscht hatten. Während meines Krankheitsurlaubes wurde eine Protestliste zustande gebracht, die ich wegen vieler Formfehler (es waren lose Blätter ohne Datum usw.) und Fälschung von Unterschriften als ungültig erklärte. In den ersten Sitzungen der Kirchengemeindevertretung ging es sehr stürmisch her, aber die Steuer wurde beinahe einstimmig genehmigt. Im ersten Jahr gingen über 3000 Mark ein. Zwei große Bauern auf der Bergeshöhe, welche die Kirchenbänke in der Pfarrei wenig drückten, weigerten sich, die Steuer zu entrichten. Der Stiftungsrat mahnte wiederholt und schritt endlich zur Pfändung. Der Gerichtsvollzieher fand nichts Besseres auf den großen Höfen als einen alten Schimmel, für den auf dem Rathausplatz in N. eine ganze Mark geboten wurde. Als aber das zweite Mal ein schönes Rind gepfändet wurde, besannen sie sich eines Besseren und bezahlten. Sie wurden natürlich dadurch nicht des Pfarrers Freunde.

Der heiligmäßige Stifter des Neusatzecker Klosters, Pfarrer Josef Bäder, sagte einmal: „Wenn Holz gefällt wird, gibt es Späne.“ Das war bei mir auch so im geschilderten Fall und erst recht im folgenden. Ein Gradmesser in einer Pfarrei ist die Presse. Ein gute Presse ist der beste Seelsorghelfer, eine schlechte aber ein wahrer Totengräber. In

meiner Pfarrei war eine katholische Zeitung, die vorzüglich redigiert war, stark vertreten. Es war die aufstrebende „Deutsche Bodenseezeitung“. Daneben war am stärksten verbreitet das Sonntagsblatt der Erzdiözese Freiburg, das „St. Konradsblatt“ mit seiner vornehmen, künstlerischen Aufmachung und seinem wertvollen Inhalt. An Bezieherzahl des Konradsblattes standen wir mit an erster Stelle unter den Landgemeinden. Eine ständige Gefahr für die gute Presse war jedoch die Wankelmütigkeit mancher Leute und die mir so unsympathischen Versicherungsblätter. Diese waren ein Fangnetz, in welches die naiven Menschen so leicht hineingerieten und so schwer wieder heraus. Einmal ließ ich den Agenten eines solchen Versicherungsblattes zu mir rufen und zeigte ihm einen Aufsatz in seinem Blatte, der die Auffassung von der christlichen Ehe vollständig zu untergraben und zu zerstören geeignet war. Und wie reagierte mein Pfarrkind? Er berichtete an den Verlag, und dieser drohte mir mit Anzeige wegen Schädigung seines Geschäftes. Ich ließ mich aber nicht verblüffen und schrieb dem Verlag, er möge mich ruhig anzeigen, da mir auch ein Gesetzesparagraph zur Seite stehe, nämlich der von der Wahrung berechtigter Interessen. Langsam gingen die Versicherungsblätter wieder zurück. Dafür fehlte es nicht an Versuchen, kirchen- und christentumsfeindliche Presse-Erzeugnisse in die Familien zu schmuggeln. Davor warnte ich auf der Kanzel, im Konradsblatt, in den „Wegen zum Frieden“ und in meinem Pfarrblatt, der „St. Ulrichsstimme“. Jeder Erfolg auf meiner Seite erregte Verstimmung und Ärger auf der unterlegenen Seite.

Viele Hemmungen in der Seelsorgsarbeit und tiefen Verdruß bereiteten mir die Übergriffe einzelner Vereinsvorstände. Es gab Zusammenstöße mit dem Musikverein, weil die Musikanten bei feierlichen Gottesdiensten während des Amtes ins Wirtshaus saßen und nur bei der Prozession fromm waren. Es gab Serien von Schwierigkeiten mit dem Turnverein, weil diesem Verein der Sport ein Mittel zu Zwecken war, die ich nie billigen konnte. Es wurde eine Turnhalle gebaut, die eine Festhalle für alle nur möglichen Anlässe sein sollte. Die Kinder sollten schon in den politischen Geist dieser Richtung eingeweiht werden. Sie wurden am Sonntag morgen von der Kommunionbank weg mitgenommen zu Sonntagsausflügen, die mit Alkohol begossen wurden. Sie hörten Reden und sahen Dinge, die für ein

kindliches  
bei denen  
Jungmänner  
konnte man  
gebildete I  
Marianische  
teilt, unterz  
wort darau  
des Geistes  
zur Freude  
litt. Aus A  
für die ne  
wiesen. Es  
rer bei der  
Umsomehr  
Bier einge  
Mädchen v  
Theaterpro  
losing un  
viele an di  
sagte mir :  
in der Tu  
Eine gr  
dieser Ver  
mentalität  
Kuhhaut.  
serung zu  
her vorleg  
mißfiel. I  
Jugend vo  
ten wir ei  
virgo“, „D  
dementspr  
Jetzt frag  
jenes Stüc  
einen Zor  
Theaterpr  
völlige U  
alle Mög  
Richtung  
Lange  
lassen. I  
riefen sich

kindliches Gemüt Gift bedeuteten. Es gab schwere Kämpfe, bei denen ich von der Kirchenbehörde und von meinen Jungmännern tatkräftig unterstützt wurde. Niederlagen konnte man auf jener Seite sehr schwer ertragen, da auch gebildete Leute mitwirkten. Just am Gründungstag der Marianischen Kongregation wurde ein grobes Flugblatt verteilt, unterzeichnet vom Turnrat. Der Stiftungsrat gab Antwort darauf, und der Pfarrer zerlegte mit dem Seziermesser des Geistes die plumpen Anwürfe, so daß die Gegenseite zur Freude der Gemeinde wieder eine schwere Schlappe erlitt. Aus Ärger darüber wurde ein schönes Kruzifix, das ich für die neue Turnhalle gestiftet hatte, unhöflich zurückgewiesen. Es wurde dann grimmig konstatiert, daß der Pfarrer bei der Einweihung der Turnhalle nicht beflaggt hatte. Umsomehr wurde die Turnhalle mit einigen Hektolitern Bier eingeweiht. Auch das berühmte Schauturnen von Mädchen war nicht vergessen. Als nach Jahren bei einer Theaterprobe in der Turnhalle ein altes verrostetes Gewehr losging und einen Jungmann tödlich traf, erinnerten sich viele an diese Vorgänge vor und bei der Einweihung. Einer sagte mir: Bei diesem Unglück wurde das erste Vaterunser in der Turnhalle gebetet.

Eine große Sorge bereiteten mir die Theateraufführungen dieser Vereine. Was da an Schund und Kitsch und Sentimentalität auf der Bühne erschien, hat nicht Platz auf einer Kuhhaut. Ich ging zwei Wege, um eine Änderung und Besserung zu erreichen: Ich ließ mir das betreffende Stück vorher vorlegen und nahm keine Einladung an, wenn es mir mißfiel. Der zweite Weg bestand darin, daß ich mit meiner Jugend vorbildliche Spiele zur Aufführung brachte. So hatten wir einen großen Erfolg mit dem Adventsspiel „Maria virgo“, „Die Jungfrau Maria“. Der Unterschied fiel auf und dementsprechend fiel auch die Kritik in der Gemeinde aus. Jetzt fragte man verstohlen bei mir an, ob man dieses oder jenes Stück aufführen könne. Heimlich aber hatte man doch einen Zorn, weil die Jugend viel lieber in die pfarrlichen Theaterproben ging. Der Nationalsozialismus hat durch das völlige Unterbinden dieser Volksspiele dem Landvolk fast alle Möglichkeiten einer geistigen Weiterbildung in der Richtung des Brauchtums genommen.

Lange zögerte ich, die deutsche Jugendkraft erstehen zu lassen. Da kamen meine Jungmänner mir zuvor und beriefen sich auf die Verlautbarungen des deutschen Episko-

pates. Ich versprach nun meine Unterstützung, bat aber gleichzeitig, mit dem Turnverein Frieden zu halten. Als jedoch jenes grobe Flugblatt gegen mich erschien, erklärte ein großer Teil meiner DJK den Austritt aus dem Turnverein. Neue Verstimmung.

Ein Stein des Anstoßes war der Volksverein, der durch seine schönen Programme immer mehr Anziehungskraft hatte. Mein zweiter Hauptlehrer, A. Zinsmaier<sup>1)</sup>, ein gewandter Redner und fähiger Lehrer mit soliden christlichen Grundsätzen, hielt in demselben gediegene Vorträge, es wurde das Volkslied und der Volkshumor gepflegt. So suchte man auf der Gegenseite den ersten Hauptlehrer als Gegengewicht zu gewinnen, und zu seinem Nachteil ließ derselbe sich verleiten, die Führung einer bedenklichen Opposition zu übernehmen und die Leitung des Kirchenchores abzugeben. Es war schade um diesen Mann, den ich sonst schätze. Ich suchte Zusammenstöße mit ihm zu vermeiden, aber auf die Dauer ging das nicht. Er bewarb sich endlich um eine Stelle an der Bergstraße. Ich bekam eine Anfrage von dort über seine Persönlichkeit. Schon aus dem Grunde einer friedlichen Scheidung gab ich die Antwort so günstig, als mein Gewissen erlaubte, aber man las dort offenbar zwischen den Zeilen und verzichtete auf ihn. Dann kam er in die Großstadt, wo er in der Masse der kleinen Geister verschwand. Noch einmal tauchte er und seine Frau auf, als nach meinem Weggang der neue nationalsozialistische Bürgermeister eingesetzt wurde. Es soll hoch hergegangen sein. Bald darauf erkrankte die Frau schwer und wurde von meinem Vetter auf den Tod vorbereitet. Später fiel auch sein einziger Sohn im Krieg, den ich als Schüler recht gern hatte. Ich sprach ihm beidemale mein Beileid aus, erhielt aber nie eine Antwort. Ein Zeichen, wie tief der heimliche Gegensatz war.

Fassen wir diese tieferen und tiefsten Ursachen der Konflikte mit einer kleinen Oppositionsgruppe in der Pfarrei zusammen, dann lautet das Wort: Religiöser Liberalismus. Ein Geschichtsforscher der jüngeren Vergangenheit sagt richtig: „Drei Dinge sind es vor allem, an denen der Liberalismus nie vorübergehen kann, ohne daran zu rütteln: das starre Dogma, wie er es nennt, die Herrschaft der Tradition und die Fessel der Autorität.“ Meine Oppostions-

<sup>1)</sup> Auch er mußte nach der Machtübernahme weichen und einen kleinen Posten übernehmen.

gruppe ha  
auszuschal  
sucht. Au  
kleinen R  
handeln w

## 16. K

An mel  
wissen Kr  
den Kind  
Meine Vik  
sisches Be  
ner Pfarr  
empfangen  
tor. Der  
Lehrer, w  
Schweiger

Die Ju  
mächtiges  
Herr der  
das Sägev  
bargemein  
Herbst 19  
gruppe b  
laubten M  
M. Aus  
lieferung  
sich erho  
Höhenkre  
ungeschic  
nach den  
ein neue  
Gegner  
r."hteten  
diese „B  
meinen,  
wird die  
schon lä  
hoch am  
das den  
Anziehur

gruppe hat besonders bewußt die Autorität des Pfarrers auszuschalten und die ihrige an seine Stelle zu setzen gesucht. Aus diesem gleichen Geiste entsprangen die vielen kleinen Reibungen, die ich unter dem folgenden Titel behandeln will.

## 16. Kleine Ursachen – große Wirkungen.

An mehr als einem Posten habe ich es erlebt, daß in gewissen Kreisen große Verstimmung herrschte, sobald ich mit den Kindern den kirchlichen Gesang intensiver pflegte. Meine Vikarszeit in Überlingen a. See bot dafür ein klassisches Beispiel, das ich hier nicht berichten will. In meiner Pfarrei hatten wir einmal Bischofsbesuch. Die Kinder empfingen den Bischof mit einem feinen Choral-Veni-Creator. Der Bischof fragte bei der Vorstellung die Herren Lehrer, wer den feinen Choral eingeübt habe. Betretenes Schweigen. Verstimmung bei einem Teil auf lange Sicht.

Die Jungmänner errichteten auf dem sog. Herpele ein mächtiges Höhenkreuz und schrieben darauf: „Christus, Herr der neuen Zeit!“ Das Holz für das Kreuz hatte nicht das Sägewerk aus unserer Gemeinde, sondern aus der Nachbargemeinde geliefert. Darob großer Zorn. Wir fingen im Herbst 1932 den Bau der Kinderschule an. Die Oppositionsgruppe bekämpfte den Bau mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln. Führend darin war der Sägewerksbesitzer M. Aus diesem Grunde bekam er natürlich die Holzlieferung für den Neubau nicht. Während der verhaßte Bau sich erhob, fiel in der Nacht zum 13. November 1932 das Höhenkreuz, von ruchloser Hand gefällt. Die säumige und ungeschickte Haltung der Gendarmerie bei der Fahndung nach den Tätern verschlimmerte die Situation. Es wurde ein neues errichtet, das man nicht mehr fällen konnte. Die Gegner pflanzten nun 10 Meter davon eine Hitlerlinde, errichteten eine Ruhebänk davor und schrieben darauf, daß diese „Bang“ schonend behandelt werden müsse. Ich sagte meinen Jungmännern: „Laßt alles stehen, neben dem Kreuz wird die Hitlerlinde nicht gedeihen.“ Sie ist tatsächlich schon längst abgestorben. Dieselben Jungmänner bauten hoch am Waldesrand ein einzig schönes Andachtsplätzchen, das den Namen „Marienhöhe“ erhielt. Es wurde zu einem Anziehungspunkt vieler Beter aus der ganzen Umgebung.

Wir errichteten eiserne Wegweiser mit der Aufschrift: „Zur Marienhöhe“ oder „Zum Kreuzberg“, wie wir das Herpele umbenannt hatten. Nach einer dunklen Nacht waren die Wegweiser demoliert. Die Gendarmerie wurde in Kenntnis gesetzt und machte Erhebungen, unter anderm beim späteren Hitler-Bürgermeister. Das wurde nie vergessen, obwohl die Schuld nicht bei den Geschädigten lag. — Die Mädchen hatten einen unschicklichen Badeplatz. Ich ließ ihnen auf eigene Kosten eine Badehütte herstellen. Die paar Bretter und die Errichtung der Hütte kosteten mich 120 Mark. Die katholisch denkenden Männer schämten sich und erstatteten mir die Summe. Ein liberaler Gemeinderat aber wetterte: „Das geht doch den Pfarrer nichts an, das ist Sache der Gemeinde.“ Ich ließ ihm sagen, er habe in etwa Recht, es wäre Pflicht der Gemeinde gewesen, dem Übelstand abzuhelpfen. Nun überließ ich die Hütte schenkungsweise dem Gemeinderat.

Wunderbare Blüten eines richtigen Größenwahns kamen an der Fastnacht zum Vorschein. Einmal baute man Wagen wie in einer Stadt und hielt bei 24 Grad Kälte einen Umzug. Ein andermal wurde der Konstanzer Hemdglonkerzug nachgeahmt. Weil sich zu wenig Teilnehmer dafür fanden, holte man Frauen dazu. Sie bekamen von mir einen kräftigen und verdienten Nasenstüber, schämten sich und machten nicht mehr mit. Auf der andern Seite brütende Erregung. An einer dritten Fastnacht hatten die Narren keinen geeigneten Platz für den Narrenbaum. Da ließ der gutmütige oder berechnende Rosenwirt den Narrenbaum direkt bei seinem Haus aufpflanzen, bedachte aber nicht, daß hier vor hundert Jahren ein Friedhof war. Er mußte es bitter büßen. Sein Konkurrent kam in sein Lokal, es gab Streit. Der mächtige Rosenwirt verprügelte den andern so, daß er sich ins Bett legen mußte. Ich wurde um Vermittlung angerufen mit dem Versprechen, es würde etwas für die Kirche abfallen, wenn meine Mission glücke. Ich tat mein Möglichstes und der Verprügelte war zur Versöhnung und zu einem ehrenvollen Vergleich bereit. Am andern Tag hatte seine Frau, von irgendeiner Seite beeinflußt, alles über den Haufen geworfen und Anzeige erstattet. Die Geschichte kam dem Rosenwirt teuer zu stehen, aber seinem Konkurrenten noch teurer, denn viele mieden jetzt die Gaststätte des Unversöhnlichen. Solche Feindschaften sind immer ein großes Hindernis für eine erfolgreiche Seelsorge.

Einmal  
Staubsauger  
nicht durch  
tätigt hatte  
„Herr Pfarrer  
gelbeutel w  
auch verbo  
ihm gekost  
Kaufsumme  
Antwort:  
haben Sie  
sönliche Fr  
so dumm s  
Ihr Opfer  
Vorteil hab  
Klingelbeut  
für das Go  
einzukaufen  
ter bekehrt  
Im letzt  
eine grote  
schwarze F  
konnte wir  
schlissen, h  
eine neue  
kam. Im  
neue Fahne  
schnitt 2 M  
doch meine  
bei: „Wen  
braucht er  
erschien in  
der in der  
Witwen, w  
protzen ha  
wird der a  
Artikelschu  
beutel? V  
sollten die  
stellte ich  
der Predig  
ihre kirch  
der Ansch

Einmal fiel ich in Ungnade, weil ich auswärts einen Staubsauger für die Kirche gekauft hatte und den Kauf nicht durch die Vermittlung unseres Dorf-Stromwartes getätigt hatte. Er erklärte mir den Krieg mit den Worten: „Herr Pfarrer, ich werde keinen Pfennig mehr in den Klingelbeutel werfen, und meiner Frau habe ich das Opfern auch verboten.“ Ich fragte, was denn der Staubsauger bei ihm gekostet hätte. Er nannte mir eine Summe, die die Kaufsumme um 50 Mark überstieg. Da gab ich ihm zur Antwort: „Ihrer Frau das Klingelbeutelopfer zu verbieten haben Sie kein Recht, das ist ein grober Eingriff in die persönliche Freiheit Ihrer Frau. Übrigens wird Ihre Frau nicht so dumm sein und Ihnen da folgen. Sie selber können ruhig Ihr Opfer einstellen, ich werde immer noch einen großen Vorteil haben, weil Sie in 10 Jahren keine 50 Mark in den Klingelbeutel werfen. Als Pfarrer habe ich aber die Pflicht, für das Gotteshaus nicht gerade beim teuersten Kaufmann einzukaufen.“ Er grollte, aber ich glaube, er hat sich später bekehrt.

Im letzten Jahre meiner Tätigkeit in N. erlebte ich noch eine groteske Geschichte. In meiner Kirche stand eine schwarze Fahne, die bei Beerdigungen benützt wurde. Sie konnte wirklich zur Trauer stimmen, denn sie war zerschissen, hatte alle Form und alle Farbe verloren. Ich ließ eine neue anfertigen, die etwas über 200 Mark zu stehen kam. Im Pfarrblatt bat ich dann um ein Almosen für die neue Fahne. Ich schrieb: „Wenn jede Familie im Durchschnitt 2 Mark spendet, ist die Fahne bezahlt.“ Weil ich jedoch meine Nörgler zu gut kannte, fügte ich die Bemerkung bei: „Wenn jemand lieber die alte Fahne benützen will, so braucht er natürlich nichts zu stiften für die neue.“ Daraufhin erschien in der Bodensee-Rundschau ein wütender Artikel, der in der Weisheit gipfelte: „Da könnt ihr sehen, ihr armen Witwen, wie der Pfarrer über euch denkt. Für die Geldprotzen hat er eine neue Totenfahne gekauft, den Armen wird der alte Fetzen vorangetragen.“ Und pathetisch rief der Artikelschreiber: „Wo bleibt das viele Geld des Klingelbeutels? Wir verlangen Rechenschaft!“ Diese Rechenschaft sollten die Herrschaften erhalten. Am folgenden Sonntag stellte ich die neue Fahne in den Chore der Kirche. Nach der Predigt sagte ich ungefähr: „Nun wird die neue Fahne ihre kirchliche Weihe erhalten. Einige haben sich wegen der Anschaffung dieser Fahne aufgeregt und haben mich in

der Zeitung maßlos angegriffen, weil ich euch um einen Unkostenbeitrag angegangen habe. Ich habe in den Pfarrakten gesehen, daß in der Vergangenheit alle Kirchenfahnen auf diese Weise angeschafft wurden. Der Klingelbeutel kann für solche Anschaffungen nicht in Frage kommen, weil er kaum für die laufenden Kulturausgaben reicht.“ Und dann rechnete ich meinen Zuhörern vor, wieviel ich jedes Jahr aus Wohltätigkeitsgaben und aus Eigenem zum Klingelbeutel zusteuerte, um die Ausgaben zu decken. Ich sagte unter anderm : „Es war meine Absicht, über die Ausgaben und persönlichen Opfer des Pfarrers zu schweigen, wie es die stillen Wohltäter zu tun pflegen, aber wenn man mir Unterschlagung des Klingelbeutels in der öffentlichen Zeitung vorwirft, dann muß ich auch darüber reden. Ich verlange nicht, daß man mir besonders danke für das, was ich für Kirche und Pfarrei geopfert habe, aber ich verlange und muß verlangen, daß man sich um Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit bemüht.“ — Diese Erklärung verfehlte ihre Wirkung nicht. Die Fahne war schneller bezahlt als sonst und die Nörgler verzichteten auf die Klingelbeutel-Revision, die übrigens jedes Jahr dem Stiftungsrat und der Pfarrei vorgelegt wurde.

In einem Winter mit tiefem Schnee starb ein alter Mann, der weit draußen wohnte. Ich war sehr leidend und bat den Sohn, mit der Leiche zur Einsegnung und zum Abholen in den Ort hereinzukommen. Nach etwa zwei Jahren machte mir der Mann bei einem Familienbesuch die schwersten Vorwürfe, weil ich bei seinem Vater nicht zum Hause zur Einsegnung gekommen sei. Das war der Zorn eines Melancholikers, der erst zum Vorschein kommt, wenn er beim Sanguiniker und Choleriker längst verraucht ist.

In manchen Gegenden ist der Alkohol ein schlimmer Feind der Seelsorge.

In meiner Pfarrei waren sechs Wirtschaften und in jedem Haus war der starke Most in Fülle vorhanden. Die Auswirkungen waren zum Teil recht schlimm, es gab Selbstmorde im Rausch und Geistesstörungen. In einer kinderreichen Familie krankte der Vater an beiden Übeln, das eine vielleicht durch das andere hervorgerufen oder begünstigt. Oft kamen die Kinder ins Pfarrhaus gelaufen und holten mich, um Mutter und Kinder zu schützen. Ich machte die zuständigen Behörden aufmerksam und er kam für ein Jahr

in eine Hei  
Pfarrer ver

Selbst C  
des Neides  
Dauerkran  
diese ersta  
an sonnige  
gebung. V  
gescheitere  
lung des I  
sich in ein  
haus vorbe  
ich im Pf  
gleisungen  
sinnung di  
wurden bi  
Nähe mein  
erzählten,  
Pfarrhaus  
Kontrolle  
sich aufha

Recht  
male, wei  
nicht gest  
rechtmäsi  
laubte, da  
wartete u

In den  
Hilfe mein  
den Eing  
= Gruß  
Gegenseit  
Vorausgel  
aber dari  
mir denn  
ließ mir  
nur schlie  
schlossen.  
solle sich  
Zweck de  
die junge  
kung des

in eine Heilanstalt. Zurückgekehrt arbeitete er still, aber im Pfarrverwalter vermutete er seinen Todfeind.

Selbst Caritas und Krankenfürsorge kann Gegenstand des Neides und der Feindschaft werden. Wir hatten einige Dauerkranke, die immer ans Zimmer gefesselt waren. Für diese erstand ich einen Fahrstuhl, mit dem diese Kranken an sonnigen Tagen hinausgeführt wurden in die schöne Umgebung. Wieder war es die Oppositionsgruppe, die keinen gescheiteren Fastnachtsgedanken bekam als die Verhöhnung des Krankenstuhles. Ein himmellanger Mann setzte sich in einen alten Kinderwagen und ließ sich am Pfarrhaus vorbei durch den Ort schieben. Auf diesen Unfug gab ich im Pfarrblatt eine kräftige Antwort, die solchen Entgleisungen für immer ein Ende machte, nicht aber die Gesinnung dieser Leute änderte. Auch von den Kranken selbst wurden bisweilen kuriose Dinge berichtet. So war in der Nähe meiner Wohnung ein Dauerpatient, von dem die Leute erzählten, er habe den Feldstecher im Bett und gucke das Pfarrhaus nach seinen Besuchern ab, ja er würde genau Kontrolle darüber führen, wie lange die Leute im Pfarrhaus sich aufhalten.

Recht ernstliche Auseinandersetzungen gab es einige Male, weil ich lustige Hochzeiten in der geschlossenen Zeit nicht gestattete, weil ich die auswärtigen Trauungen von rechtmäßigen Gründen abhängig machte, weil ich nicht erlaubte, daß man mit der Taufe eines Kindes wochenlang wartete und dergleichen mehr.

In den einstigen Ställen des Pfarrhauses hatte ich mit Hilfe meiner Jungmänner ein Jugendheim eingerichtet. Über den Eingang hatten wir geschrieben: „Salus intrantibus!“ = Gruß den Eintretenden! Daß dieses Jugendheim auf der Gegenseite sehr ungern gesehen wurde, braucht nach dem Vorausgehenden nicht eigens betont zu werden, daß man aber darin ein Institut für Heiratsvermittlung erblickte, war mir denn doch eine Überraschung. Einer von den Hellsten ließ mir nämlich sagen: „Der Pfarrer soll das Jugendheim nur schließen, denn darin werden nur Bekanntschaften geschlossen.“ Ich ließ ihm prompt die Antwort zukommen, er solle sich nicht aufregen, das sei ja von vornherein ein Zweck des Jugendheims gewesen, es sei doch besser, wenn die jungen Leute sich hier als im Wirtshaus unter Einwirkung des Alkohols kennen lernen.

Nach meinem Wegzug leisteten sich dunkle Gesellen noch verschiedene Liebenswürdigkeiten. So erzählte mir ein zuverlässiger Jungmann, wie sie eines morgens mit Ingrim die Entdeckung machten, daß die Inschrift über dem Jugendheim, „Salus intrantibus“, während der Nacht überstrichen worden war. Die Übeltäter, zwei Führer der HJ, wurden am nächsten Tag schnell entdeckt, da sie nach vollbrachter Tat vergessen hatten, den Farbtopf abzuwischen. So fand man vom Jugendheim bis zur Wohnung des Betreffenden überall auf dem Boden Farbtröpfchen.

Derselbe Jungmann erzählte mir eine kleine köstliche Episode, die es verdient, der Nachwelt erhalten zu bleiben. Die Nationalsozialisten fühlten sich auch berufen, alles, was auf seiten der andern geschah, peinlich zu überwachen und gegebenenfalls Sittenrichter zu spielen. So wurden die Kongregationsversammlungen und die Besuche auf der Marienhöhe von einem Beauftragten der Mächtigen heimlich kontrolliert. Es kam vor, daß beim Öffnen der Pfarrhaustüre plötzlich eine männliche Gestalt im Schatten der Nacht verschwand. Sarkastisch meinte der Berichterstatter, dieser Aufpasser habe sich als Nachtwächter und Sittenrichter besonders gut geeignet, weil er vermutete, die jungen Leute gingen dieselben moralischen Wege, die er gegangen war. Einmal ging unser Jungmann in Begleitung seiner auf Besuch weilenden Schwester auf die Marienhöhe. Es war am Abend vor ihrer Abreise. Während sie vor dem Gnadenbilde beteten, vernahmen sie im nahen Wald ein verdächtiges Rascheln. Als sie sich zum Abstieg anschickten, trat plötzlich hinter den Obstbäumen die Gestalt des bekannten Nachtwächters hervor. Aber auf seinem Gesichte spiegelte sich eine offenkundige Enttäuschung, denn jetzt erst mußte er feststellen, daß es Geschwister waren und nicht das gesuchte Liebespärchen aus den Reihen der verwünschten Pfarrjugend.

Das ist eine kleine Blütenlese aus den kleinen Alltäglichkeiten des Landpfarrers. Ich verstehe es, wenn so mancher Mitbruder solche Reibungsflächen zu vermeiden suchte. In diesen Gemeinden wird der Pfarrer sicher nicht vertrieben, er wird vielleicht als tolerant gefeiert, aber es werden auch manche böse Geister nie vertrieben. Um der Wahrheit willen habe ich auch die Schattenseiten geschildert, um den Fanatismus auf der einen Seite zu erklären, um aber auch

das Licht in  
Und dieses  
ten, es war  
wollte man  
Schattenseit  
zum großen  
Nationalsozi  
diese ehrg  
Menschen a  
die Hände  
nicht die g

Schon ei  
Gegnern ei  
Nachlässigk  
März 1933  
mentes fällt  
wenig Bed  
angekündig  
aber leider  
den. Es fi  
Bürgermeis  
nen Freund  
Ich bejahte  
schlag müß  
rates, dami  
dann ein f  
ten. Am  
raschungen  
d. h. manc  
gründung :  
men in alle  
sammengef  
Die braune  
den, auf di  
dort sogar  
spielt habe  
Wahllokal  
Vertrauens  
nem Weser

das Licht in der Pfarrei wirkungsvoller leuchten zu lassen. Und dieses Licht war zehnmal stärker als die trüben Schatten, es war so groß, daß man ganze Bände füllen müßte, wollte man es vollständig und würdig darstellen. Diese Schattenseiten wären nie wirksam geworden, ja sie wären zum großen Teil mit der Zeit verschwunden, wenn nicht der Nationalsozialismus mit seinen verderblichen Grundsätzen diese ehrgeizigen, strebsüchtigen, wühlenden, primitiven Menschen auf den Schild gehoben und ihnen eine Macht in die Hände gelegt hätte, für deren gerechte Ausübung sie nicht die geringste Befähigung hatten.

## 17. Auch ein brauner Sieg.

Schon einige Monate vor meiner Vertreibung war den Gegnern ein Sieg zuteil geworden, der durch eine gewisse Nachlässigkeit der Gutgesinnten möglich gewesen war. Im März 1933 war die Neuwahl unseres Kirchensteuerparlamentes fällig geworden. Solchen Wahlen wird gewöhnlich wenig Bedeutung beigemessen, weil sie ohne Leidenschaft angekündigt und vollzogen werden. Diesmal ging es anders, aber leider war die Leidenschaft nur auf einer Seite zu finden. Es fiel mir sehr auf, daß der neue kommissarische Bürgermeister B. zu mir kam mit der Frage, ob er mit seinen Freunden einen eigenen Wahlvorschlag aufstellen dürfe. Ich bejahte die Frage, fügte jedoch hinzu, der Wahlvorschlag müßte dieselbe Größe haben wie jener des Stiftungsrates, damit sie nicht schon äußerlich sich verrietten. Es war dann ein fleißiges Hin- und Hergehen im Ort zu beobachten. Am Wahltag erlebten wir dann noch mehrere Überraschungen. Unsere Wähler kamen nach alter Sitte säumig, d. h. manche kamen nicht mit der unausgesprochenen Begründung: Es geht auch ohne mich. Die andern indes kamen in allen Farben und Schattierungen: sie hatten sich zusammengefunden alle, die sonst feindliche Brüder waren. Die braunen Kandidaten hatten es doch als Ehre empfunden, auf die Liste gesetzt worden zu sein und es mag da und dort sogar schon die Angst vor den neuen Mächtigen mitgespielt haben. Sie hatten sogar einen Vertrauensmann in das Wahllokal geschickt, was bislang nie dagewesen war. Dieser Vertrauensmann hatte einen Namen, der gar nicht zu seinem Wesen paßte, er hieß Held. Er benahm sich gar nicht

heldisch bei uns, denn er war eben doch seiner Sache nicht sicher. Schon nach der ersten Wahlstunde machte ich ihn aufmerksam, daß der braune Wahlvorschlag offenbar den Vorschriften nicht entspreche. Ich konnte bei jedem abgegebenen Kuvert sofort sagen, ob es den Wahlvorschlag des Stiftungsrates enthalte oder nicht, es war also keine geheime Wahl mehr. Nach der zweiten Stunde wußte ich genau den Wahlausgang. Durch die Säumigkeit unserer Wähler hatte der Gegenvorschlag zwei oder drei Stimmen mehr. Die braune Liste war gewählt. Meister Held war trotz des Sieges sehr still und horchte, wie wir uns zum Wahlausgang stellten. Ich gab ihm kurz und ruhig die Erklärung ab: „Die Wahl ist ungültig, weil sie nicht geheim war.“ Es waren noch einige Gründe vorhanden, an die ich mich nicht mehr erinnere. Er war sehr betroffen und muß die Nachricht seinen Freunden auch in dieser Stimmung hinterbracht haben, denn es war nichts zu hören von einer Siegesfreude. Lediglich in der braunen Zeitung kam ein Artikel, daß mit dieser Wahl die Ortskirchensteuer gefallen sei und daß das nicht mehr als recht sei, denn N. hätte einen guten Klingelbeutel. Der Stiftungsrat hielt sofort eine Sitzung ab. Ich machte den Vorschlag, der Kirchenbehörde eine Ungültigkeitserklärung dieser Wahl mit den Gründen mitzuteilen und bis zur Antwort nichts zu unternehmen. Wir beschlossen weiter, auf jeden Fall im Jahre 1933 keine Ortskirchensteuer zu erheben und das neue Parlament nicht einzuberufen, solange wir über dessen Gesinnung nicht sicher wären. Unsere Erklärung nach Freiburg ging ab und — kam nie dort an. Wieder einmal wurden die Schreiben des Stiftungsrates an das Erzb. Ordinariat und den Kath. Oberstiftungsrat von der Gegenseite abgefangen und unterschlagen. Als ich in Freiburg persönlich anfragte, sagte man mir, es sei nichts angekommen. Dieser braune Sieg hatte nun ein tragikomisches Ende. Ich war bereits in Neusatzack und mein Vorgänger hier amtierte in meiner Pfarrei. Um die Arbeitslosigkeit zu beheben, wurde angeordnet, daß überall dort, wo die Mittel vorhanden seien, Bauten ausgeführt werden sollen. Der Stiftungsrat in N. fragte bei mir an, ob man wohl die braune Kirchengemeindevertretung einberufen könne, um sie für den Bau eines neuen Pfarrhauses zu gewinnen. Ich gab die Antwort, der Stiftungsrat solle sie einberufen. Sagen sie ja, dann ist es recht, sagen sie nein, dann wird ihnen eröffnet, daß sie überhaupt ungültig ge-

wählt seien.  
wendigkeit  
pönte Ortsk  
daß das ne  
sollen sie ü  
gemuckt ha  
Plan verwir

Das klei  
Schriften d  
kurze, über  
Bäder, der  
satz zog. I  
der Eck ge  
Agnes und  
das Kur- u  
weit in die  
mein neues  
Pfarrer Bā  
Sang und I  
mein Vorg  
dem Hausr  
Kurhauses  
Vergangen  
macht, das  
1921. Im  
also am g  
ließ. In j  
an Alban  
klären mu  
der mit M  
Unwissenh  
seines Leb  
diesem Ta  
Kindern o  
nen schle  
Die Priori  
Hier herrs  
Ehrfurcht  
periors. I

wählt seien. Unter Berufung auf den Führer und die Notwendigkeit der Arbeitsbeschaffung genehmigten sie die verpönte Ortskirchensteuer und alle anderen Forderungen, so daß das neue Pfarrhaus endlich erstehen konnte. Später sollen sie über die von ihnen selber genehmigte Steuer aufgemuckt haben. So mußten sie gegen ihren Willen meinen Plan verwirklichen.

## 18. Neusatzeck.

Das kleine Neusatzeck ist bekannt geworden durch die Schriften des Superiors A. Vetter, besonders durch die kurze, überaus ansprechende Biographie des Pfarrers Jos. Bäder, der 1846 auch als Verbannter von Freiburg nach Neusatzeck zog. Er hat das spätere Dominikanerinnenkloster auf der Eck gegründet, er ist der Erbauer der Klosterkirche St. Agnes und der Begründer des Benefiziums. Hier erstand das Kur- und Exerzitienhaus, das den Namen „Neusatzeck“ weit in die deutschen Lande hinausgetragen hat. Das sollte mein neues Wirkungsfeld werden. Ich zog hier ein, wie Pfarrer Bäder vor hundert Jahren in seine Pfarrei, ohne Sang und Klang, ohne Gedicht und ohne Blumengewind. Da mein Vorgänger noch da war und meine Schwestern mit dem Hausrat noch in N. weilten, bezog ich im Seitenflügel des Kurhauses ein Zimmer. Meine Erinnerungen streiften in die Vergangenheit, schon zweimal hatte ich hier Exerzitien gemacht, das erstemal im September 1919 und dann wieder 1921. Im ersten Kurs kam ich am 22. September hier an, also am gleichen Tag, an dem ich 1933 meine Pfarrei verließ. In jenen Exerzientagen habe ich mich auch lebhaft an Alban Stolz erinnert, der den Kindern in Neusatzeck erklären mußte, was ein Pferd und was ein Schmetterling ist, der mit Mut und wenig Aussicht auf Erfolg gegen religiöse Unwissenheit und Schnaps gekämpft hat. Im Nachtgebet seines Lebens hat er sehr anschaulich seine Erlebnisse in diesem Tal geschildert. Superior Vetter stellte mich den Kindern oder die Kinder mir vor. Die Kinder machten keinen schlechten Eindruck und schauten mich freundlich an. Die Priorin stellte mich den Schwestern im Konvent vor. Hier herrschte feierliche Stille; ich weiß nicht, war es die Ehrfurcht oder die Ungewißheit über den Tausch des Superiors. Bevor meine Leute und meine Möbel hier waren,

wurde ich ersucht, den einfallenden Männer-Exerzitienkurs zu halten, da kein Meister dafür zu bekommen sei. Aber wie vorbereiten, da meine ganze Bibliothek noch in den Kisten war? Da kam mir ein rettender Gedanke. Ich hatte die „Wege zum Frieden“ aus verschiedenen Jahren bei mir. Hier fand ich vieles und brauchbares Material. Dieser erste Männerkurs wurde denn auch ein schönes Erlebnis. Es waren Akademiker darunter und einige Männer, die ich schon auf meinem ersten Posten in Renchen im Jahre 1914 schätzen gelernt hatte. Das war bereits eine frohe Entschädigung für die Septemberopfer. Das Christkind brachte dem Kloster eine neue Priorin und im Januar 1934 leitete ich die Exerzitienkurse der Schwestern im Mutterhaus. Zum erstenmal feierte ich mit Konvent und Laiengemeinde das Patrozinium der Klosterkirche, das Fest der hl. Agnes, die ich auf meiner Romfahrt besonders verehrt hatte. Im Frühjahr stieg allmählich die Zahl der Gäste und damit begann ein neuer, schöner Pastoralionszweig für mich. Die zahlreich anwesenden Priester-Gäste leisteten mir eine wertvolle Mitarbeit. In diesen Sommer fällt mein erster Besuch in meiner Pfarrei und der erste Besuch einer größeren Anzahl Pfarrkinder bei mir in Neusatzek. Unter den hiesigen Gästen war der mir seit 1922 befreundete Consul Werner Esser aus Elberfeld.<sup>1)</sup> Er hatte Mutter und Schwester mit seinem Auto hierher gebracht. Als die Zeit meinesurlaubes gekommen war, nahm er mich auf sein Auto und führte mich hinauf an die heimatlichen Gestade des Bodensee's. Eines Abends kamen wir nach N. Wir fuhren zuerst auf den Friedhof, um das Grab meiner Mutter zu besuchen. Es war schön geschmückt. Irgendwo trieb sich auf dem Friedhof der kleine Josef W. herum. Ich schickte ihn sofort ins Pfarrhaus zum Herrn Pfarrverweser Beugel mit dem Auftrage, sich unter die Haustür zu stellen. Dann fuhren wir langsam durch den Ort und hielten vor dem Pfarrhaus. Nachbarn hatten die Begrüßung gesehen und eilten herbei. Bald war das Auto von einer „zahlreichen Volksmenge“ umringt, aber nicht um zu demonstrieren, sondern ihren Pfarrer herzlich zu begrüßen. Der Einladung zu bleiben, wollte ich nicht stattgeben, da ich wußte, wie groß die Befürchtung auf der anderen Seite war. Der Bürgermeister hatte die

<sup>1)</sup> Ist leider einem Fliegerangriff zu Solingen im Allerseelenmonat 1944 zum Opfer gefallen. Der letzte Eintrag in seinem Tagebuch lautete: „Recordare, Jesu pie!“ (Denk an mich, o gütiger Jesu!) Seine Mutter war die Tochter eines südamerikanischen Staatspräsidenten.

Begrüßung  
sehen, wie  
zu verpas  
nächste Ma  
wieder kä  
besetztes  
ßen und  
sie unter  
wie Kurg  
unter den  
Schlafeng  
Bei der  
wo es wi  
nerung ar  
den in Ne  
der erster  
einstigen  
der treue  
dentlein.  
Hausange  
tigen Ha  
Gehen, e  
Wünsche.  
immer B  
mutter ei  
hatte au  
schreiben  
leicht ge  
ein gehat  
tes: „Sie  
densonnt  
len lasse  
kasse zu  
längeren  
zurück:  
tag habe  
Es schei  
meinde  
stiftet,  
Stelle d  
Jahr ein  
Organist  
aus. Es

Begrüßung der Leute vom Rathaus aus gesehen, hatte gesehen, wie die Leute sprangen, um diesen Augenblick nicht zu verpassen, und meinte grimmig, man könne es ja das nächste Mal durch die Ortspolizei ausschellen lassen, wenn ich wieder käme. Noch mehr aber war er entsetzt, als ein vollbesetztes Lastauto nach Neusatzeck abfuhr, beladen mit großen und kleinen Leuten. An einem Samstag abend stiegen sie unter Freudentränen hier ab und wurden im Kurhaus wie Kurgäste untergebracht. Die Kinderschar stieg mit mir unter dem Absingen froher Lieder auf die Höhen. Vor dem Schlafengehen war noch ein Ständchen vor dem Kloster. Bei der Abfahrt begleitete ich das Auto bis Maria-Linden, wo es wieder einen nassen Abschied gab. Aber die Erinnerung an diese herrliche Fahrt und die weihevollen Stunden in Neusatzeck ist bis heute lebendig geblieben. Im Lauf der ersten sechs Jahre bis zum Kriegsausbruch haben meine einstigen Pfarrkinder mich recht oft besucht, an der Spitze der treue Bürgermeister Martin, dann vor allem die Studentlein. Einige der Jungmädchen erhielten hier in unserer Hausangestelltenschule ihre Ausbildung für ihren künftigen Hausfrauenberuf. Es war ein ständiges Kommen und Gehen, ein ununterbrochener Austausch der Gedanken und Wünsche. An Allerseelen und Weihnachten erhielten wir immer Bericht, daß die Jungmänner am Grab der Pfarrmutter eine Feierstunde gehalten hätten. In der ersten Zeit hatte auch der neue Bürgermeister das Bedürfnis, mir zu schreiben. Er hatte nämlich etwas entdeckt, was man vielleicht gegen den Pfarrer famos ausspielen konnte. Es kam ein geharnischtes und siegesbewußtes Schreiben des Inhaltes: „Sie haben sich für den Gang auf den Friedhof am Heldensonntag von der Gemeinde 13 (oder 14) Mark ausbezahlen lassen. Diese Summe ist umgehend an die Gemeindekasse zurückzuzahlen.“ Ich traute meinen Augen nicht. Bei längerem Überlegen fand ich die Lösung. Ich schrieb nun zurück: „Für den Gang auf den Friedhof am Heldensonntag habe ich nie einen Pfennig von der Gemeinde erhalten. Es scheint aber eine Verwechslung vorzuliegen. Die Gemeinde hat seinerzeit einen Jahrtag für die Gefallenen gestiftet, der dann der Inflation zum Opfer gefallen ist. An Stelle dieses Jahrtages bestellte der Gemeinderat jedes Jahr ein Seelenamt und legte die Gebühren für Priester, Organist, Sänger, Mesner, Ministranten, Kirchenfond etc. aus. Es liegt also keine Bereicherung meinerseits auf Ko-

sten der Gemeinde vor.“ Von da an erhielt ich keinen Liebesbrief mehr vom Bürgermeister. Einmal noch soll er einen schweren Stoßseufzer getan haben, als bei einer Wahl soviele Neinstimmen heraussprangen, während sonst überall nur 2% gezählt wurden. „Diese vielen Neinstimmen gehen auf den Pfarrer Stehle zurück.“ Später wurde anders gezählt und die Neinstimmen verschwanden.

## 19. Neue Möglichkeiten.

Bald erkannte ich die Wahrheit dieses Wortes. Hier boten sich neue und bedeutend größere Möglichkeiten, seelsorgerlich zu wirken. Mit einer gewissen Freude dachte ich bei mir: „Ihr braunen Kirchenstürmer habt mich aus meiner Pfarrei vertrieben und habt geglaubt, ihr hättet mich kalt gestellt. Ihr habt euch schwer verrechnet, meine Pfarrei ist durch euch ungleich größer und schöner geworden, und ich werde wirken, soviel mir Gott nur Kraft, Zeit und Seelen gibt. Für die strebsame N...er Jugend gab mir der Herrgott die noch idealere Klosterjugend.“ Welche Freude, als mir unter der Klosterjugend gleich zwei einstige Schülerinnen aus meiner Kaplanszeit in der Diaspora begegneten! Hier konnte ich alles wieder verwerten, was ich in der und für die Jugendseelsorge gelernt hatte. Welche Freude, als ich unsere Bergschule betrat und als Lehrer einen jungen freundlichen Mann aus meiner Pfarrei N. antraf. Wir waren von Anfang bis zu Ende gute Freunde und machten schöne Spaziergänge miteinander. Nach einigen Jahren traf ihn dasselbe Schicksal, er mußte gehen, weil er nicht nur mit mir, sondern auch mit dem schwarzen Bürgermeister Schaufler verkehrte. Seine Auseinandersetzungen mit dem Kreisschulrat in Baden-Baden waren sehr dramatisch und bedeuteten für den Lehrer einen moralischen Sieg. Er ging, aber mit Rücksicht auf seine Tüchtigkeit ließ man ihn auch bei der Versetzung die Stiege hinauffallen. Einen merkwürdigen Mann traf ich hier an der Seite des Lehrers. Er war auch Lehrer gewesen an einer Mittelschule, sogar deren Rektor, er war kath. Priester, im Nebenberuf Musiker, Baumzüchter, Arzt, Exerzitionsmeister u. a. m. Trotz seiner Kenntnisse war er gefürchtet, weil er ein Choleriker aus dem FF war, und weil er im Geruch eines einstigen Separatisten stand. Das erste

Bauwerk  
einer sch  
Fleischmar  
Künstler  
und Exer  
vertrieben  
aufgestock  
sein erstes  
schaft ein  
gen für di  
finden, da  
menden N  
die Zahl  
einen kor  
den Jahre  
neuen Sc  
Veronika  
großes S  
Freiburg  
Jesu-Klos  
stationen  
weiler un  
Deggenha  
Stockach  
sphäre re  
wurde m  
den neu  
telkarten  
phonisch  
machten  
Krankens  
Organiste  
ein gerä  
zogen, d  
der \*Kin  
Schweste  
Haus. I  
Protest,  
lungswei  
erklärt h  
nen, wo  
bei Besp  
Wortbrun

Bauwerk unter meinem Superiorat war die Errichtung einer schmucken Grabkapelle für den ersten Superior Fleischmann. Die Ausschmückung besorgte der Tiroler Künstler Valentin in Offenburg. Hierauf wurde das Kur- und Exerzitienhaus unter der Leitung des aus Gaggenau vertriebenen Bürgermeisters und Architekten Schneider aufgestockt und etwas modernisiert. Das Mutterhaus bekam sein erstes Kleid und fügte sich dadurch besser in die Landschaft ein. Diese Ausgaben bedeuteten keine geringen Sorgen für die kleine Genossenschaft, aber man hatte das Empfinden, daß sie notwendig seien im Hinblick auf die kommenden Notzeiten. Die Regierung machte Erhebungen über die Zahl der Schwestern und ihre Ausbildung, was nur für einen kommenden Krieg verstanden werden konnte. In den Jahren vor dem Krieg konnten wir auch eine Reihe von neuen Schwesternstationen übernehmen, so in Bühl das Veronikaheim, in Schwarzenholz bei Saarlautern ein neues großes Schwesternhaus mit verschiedenen Aufgaben, in Freiburg das Seminar für die Seelsorgshilfe und das Herz-Jesu-Kloster mit seiner Niederlassung in Stegen, die Landstationen in Thalheim, Leibertingen, Veringendorf, Göschweiler und in meiner Heimat Urnau; dazu kamen noch Deggenhausen und Birnau. Leibertingen liegt im Kreis Stockach und hat von der dortigen braunen Atmosphäre reichlich zu spüren bekommen. Die Nähschwester wurde mit Hilfe des Ministeriums in Karlsruhe vertrieben, den neu angekommenen Schwestern wurden die Lebensmittelkarten verweigert, bis ich dem Landrat brieflich und telefonisch gründlich die Meinung sagte. In Göschweiler machten wir mit vielen Opfern einen Kindergarten und eine Krankenstation auf. Eine Schwester übernahm auch den Organistendienst. Nach einigen Jahren baute die Gemeinde ein geräumiges Haus. Kaum waren die Schwestern eingezogen, da begann das Ränkespiel, das mit der Übernahme der \*Kinderschule durch eine braune Maid endete. Die Schwestern zogen aus und begnügten sich mit einem alten Haus. Dem Bürgermeister schickte ich einen flammenden Protest, in welchem ich ihm darlegte, daß diese Handlungsweise ein Wortbruch sei, nachdem Hilgenfeld feierlich erklärt habe, die NSV werde nur dort Kindergärten eröffnen, wo der Caritasverband keine unterhalte. Wie ich dann bei Besprechungen im Caritasverband erfuhr, wurde dieser Wortbruch überall im großen Stil durchgeführt. Eine un-

serer letzten Neugründungen ist die Krankenstation am Begräbnisort Hansjakobs in Hofstetten (Kinzigtal). Eine der schönsten Stationen ist Urnau, wo der seeleneifrige Pfarrer Schmieder Schwestern unterbrachte, die die Kranken im weiten Umkreis (drei Pfarreien in Baden und Württemberg) betreuen. In dieser Pfarrei hat der Nationalsozialismus keine Wurzeln fassen können. In meinem Urlaub war im Saale der Wirtschaft eine Gemeindeversammlung. Der junge feine Bürgermeister Alfons R. eröffnete die Versammlung, der Lehrer sang mit den Schulkindern, unsere Schwester D. als Leiterin mit dem Kirchenchor, dessen Mitglied auch der Bürgermeister ist, der Ortspfarrer und ich hielten Ansprachen. Ich sagte, hier hätte ich das gefunden, was uns in Wort und Schrift gepredigt, aber nicht verwirklicht würde, die wahre Volksgemeinschaft. (Vgl. Nr. 27 „Dem Henker entronnen.)

Um die äußere Tätigkeit der Schwestern zu beseelen, hat der Gründer von Neusatzeck den Schwestern als wichtigste Aufgabe die ewige Anbetung gegeben. Es war mir eine besondere Freude, daß ich der ewigen Anbetung die höchste Krönung und Form geben durfte durch die feierliche Aussetzung des heiligsten Sakramentes bei Tag und Nacht. Diese stille Anbetung in der feierlichen Form der Aussetzung hat auf die Besucher stets einen tiefen Eindruck gemacht und viele ließen sich in das Verzeichnis der Mitglieder eintragen. Viel Segen ist von der Anbetungskapelle und Klosterkirche ausgegangen, in welcher rund 40 000 Exerzitanten seit dem Jahre 1892 die rechte Weichenstellung ihres Lebens vollzogen haben. Den ersten Exerzitiengang im Jahre 1892 hielt der Klosterpfarrer und spätere Erzbischof von Freiburg Dr. Thomas Nörber. Ein älterer Mann, der öfters hierher kam, hat den Ausspruch getan: „Dieses Kirchlein ist warm gebetet.“ In den Jahren 1933 bis zum Kriegsausbruch wurden hier etwa 100 Exerzitiengänge gehalten, ungefähr die Hälfte davon durfte ich selbst übernehmen.

Reiche Anregungen habe ich erhalten bei den verschiedenen Tagungen, die hier abgehalten wurden. Regelmäßig hielt Pater Kronseder S. J. seine Bibelkurse in Neusatzeck, der katholische Frauenbund und seine Jugend hielt festliche Tage hier, der Apostolische Bund mit P. Kentenich, P. Friedrich und anderen gestaltete seine Diözesantagung

ungemein  
ter von C  
wegung“  
den, von  
freit wur  
deutschen  
ter der  
bischof F  
viele and  
len Neus  
Rettung

Unver  
seres Ob  
waren Ta  
wesender  
bischof d  
dadurch  
ben. Sch  
familiäre  
nicht im  
wurde a  
Universi  
ten nach  
sehr sch  
ren, die  
weilten,  
St. Mate

Weih  
machten  
Halbtags  
wo er z  
kannte  
hat auch  
die Prie  
Weiheta  
zum Ka  
eine Stu  
folgende

Beme  
sich vor  
die mit  
Beamte,

ungemein fruchtbar und segensreich. P. Kentenich ist später von der Gestapo als der „gefährlichste Gegner der Bewegung“ eingesteckt und dann nach Dachau gebracht worden, von wo er jetzt nach einem heroischen Martyrium befreit wurde. Unvergeßlich ist mir auch die Tagung der deutschen und österreichischen Diözesan-Jugendpräsidien unter der Leitung des Bischofs Dr. Stohr von Mainz. Weihbischof Fuchs von Trier, Monsignore Wolker, P. Esch und viele andere führende Persönlichkeiten waren in dem stillen Neusatzeck und berieten mit großem Ernst, was für die Rettung der katholischen Jugend getan werden kann.

Unvergeßlich ist mir der vierzehntägige Aufenthalt unseres Oberhirten Dr. Conrad Gröber im August 1936. Es waren Tage der Freude für alle Gäste, besonders für die anwesenden Priester. Von Neusatzeck aus hat unser Erzbischof die Kapuziner nach Maria-Linden gerufen und hat dadurch der 500 Jahre alten Wallfahrt neuen Antrieb gegeben. Schön waren diese Tage, weil unser Erzbischof den familiären Geist, der bei unseren Gästen gepflegt wurde, nicht im geringsten beeinträchtigte, sondern erhöhte. Das wurde auch nicht anders, als sein Generalvikar und ein Universitätsprofessor hinzukamen. So oft ich in den Monaten nachher den Erzbischof traf, sagte er: „Es war schön, sehr schön in Neusatzeck“. So urteilten die anderen Herren, die aus den verschiedensten Diözesen Deutschlands hier weilten, besonders der von Humor sprühende Pfarrherr von St. Maternus, Köln.

Weihbischof Fuchs von Trier weilte 14 Tage bei uns. Wir machten weite Spaziergänge in die Umgebung und auch eine Halbtagsrundfahrt, die wir im Schloß Favorite beendigten, wo er zu seiner Überraschung in den Wirtsleuten gute Bekannte entdeckte. Später war ich sein Gast in Trier. Er hat auch einem Neusatzecker Bürgerssohn im Dom zu Trier die Priesterweihe gespendet. Als ich ihm am Nachmittag des Weihetages den Neugeweihten vorstellte, lud er uns sofort zum Kaffee ein. Der Neupriester war hochbeglückt, daß er eine Stunde mit seinem Konsekrator verleben durfte. (Siehe folgenden Abschnitt.)

Bemerkenswert, aber nicht überraschend war es, daß sich vor allem jene Erholungsbedürftigen hierher flüchteten, die mit dem braunen Regiment nichts zu tun haben wollten. Beamte, die am Fronleichnamstag nicht von Spitzeln photo-

graphiert werden wollten, gingen nach Neusatzeck und halfen tüchtig mit, daß wir hier eine eigene Prozession halten konnten. Es kamen auch Andersgläubige und fühlten sich sehr wohl bei den Gästen. Ein Oberstaatsanwalt erfreute sich bei den katholischen und andersgläubigen Gästen großer Beliebtheit. Später hat er mir aus dem Felde geschrieben, er sei ein simpler Leutnant geworden, aber er sei froh, daß er von seinem Berufe weg sei, nachdem der Führer der Justiz jeden gesunden und festen Boden durch einen Willkürakt entzogen hatte. Seine Frau war eine gute Kennerin russischer Verhältnisse. Von ihr erhielt ich beim Abschied ein interessantes Buch, das die Tochter Rasputins über ihren mysteriösen Vater zu seiner Rechtfertigung geschrieben hatte.

Was ich hier erzählt habe, ist nur ein kleiner Ausschnitt aus meiner Seelsorgstätigkeit in Neusatzeck, aber das genügt, um zu zeigen, daß diese Tätigkeit sehr dazu angetan war, den Blick zu weiten und die Freuden reicher Abwechslung zu bieten. Immer mehr mußte ich erkennen, daß das Gebet meiner N.....er Pfarrkinder mich auch hier begleite und meine Tätigkeit befruchte.

## 20. Zwei Primizen.

Zu Beginn des Jahres 1939 sprach man allgemein vom kommenden Krieg. Die Eingeweihten wiesen hin auf die Autobahnen, auf die KDF-Schiffe, auf die großen Bauten, auf die Ansammlung ungeheurer Mengen von Rohstoffen, fieberhaften Bau von Flugzeugen usw. Es gab indeß noch eine andere Erkenntnisquelle der kommenden Dinge: Der Hochmut und Größenwahn der „Mächtigen“ hatte den Turmbau von Babel in Schatten gestellt. Luziferischer Stolz hat immer zum Krieg und Untergang geführt. Trotz der gewaltigen Kriegsrüstungen war es dem Einsichtigen und Gläubigen klar, daß das Ringen zwischen Michael und Luzifer nur mit der völligen Niederlage Luzifers endigen könne. Das war der Grund, warum man auf Seite der Kirche so ruhig und zuversichtlich blieb, das war der Grund, warum die Bischöfe für den priesterlichen Nachwuchs besorgt waren. Fast überall wurde die Priesterweihe vor der üblichen Zeit gespendet. So erhielt auch unser Neusatzecker Kan-

didat Fra  
diert hat  
war für  
denn bei  
1939 wir  
sein. An  
sätzer P  
Neusatze  
lichen R  
besonder  
Die Ein  
Elternha  
Triumpf  
lein mit  
signore  
machte  
zücken.  
kelte sic  
hauses  
die Hau  
unseres  
sehen l  
tum un  
unser I  
Sanitäts  
sehe sc  
Mängel.  
er nich  
degradi  
wie oft  
ser erk  
P. Fran  
auch ei  
höfcher  
Birken  
sterges  
rissene  
Kur  
burg l  
ten wa  
wurde  
Primiz

didat Franz Faller, der bei den Weißen Vätern in Trier studiert hatte, ein volles Jahr früher die Priesterweihe. Das war für die Familie eine besondere Gnade des Himmels, denn beide Eltern starben bald nach seiner Weihe. Ostern 1939 wird allen Teilnehmern an seiner Primiz unvergeßlich sein. Am Ostertag selbst primizierte P. Franz in der Neusatzter Pfarrkirche, am Ostermontag in der Klosterkirche zu Neusatz. Die Primiz in Neusatz bot den üblichen festlichen Rahmen, die Primiz in Neusatzzeck hatte einen ganz besonders warmen, familiären und heimatlichen Charakter. Die Einwohnerschaft hatte von Neusatz unten bis zum Elternhaus auf der Eck nicht weniger als 10 festliche Triumphbögen errichtet. Ich besitze heute noch ein Büchlein mit 36 der schönsten Aufnahmen dieses Festes. Monsignore Dr. Schuldis von Freiburg, der als Gast hier weilte, machte Farbaufnahmen, die heute noch jedes Auge entzücken. Vom strahlenden Frühlingshimmel überdacht, wickelte sich am Nachmittag im Hofe des Kur- und Exerzitienhauses ein reizendes Festprogramm ab, bei dem die Kinder die Hauptrolle spielten. Man muß das strahlende Gesicht unseres Neupriesters und seiner übergelücklichen Mutter gesehen haben, um zu begreifen, was katholisches Priestertum unserem Volke bedeutet. Bei Kriegsausbruch wurde unser Pater bald eingezogen und schließlich schrieb er als Sanitätsunteroffizier in Rußland in sein Tagebuch: „Ich sehe schwarz. Es geht nicht voran, überall entdecke ich Mängel.“ Das schrieb er im Januar 1943. Als Priester konnte er nicht Offizier werden, weil man den Priester öffentlich degradieren und als minderwertig hinstellen wollte, aber wie oft haben die Soldaten die wahre Kriegslage viel besser erkannt als ihre Vorgesetzten! Am 23. März 1943 fiel P. Franz unmittelbar vor seinem Weihetag. Wir erhielten auch ein Bild von seinem Grab. Auf unserem Heldenfriedhöfchen, direkt neben dem Schwesternfriedhof, erinnert ein Birkenkreuz mit seinem Bild an diese so sympathische Priestergestalt. Zehn Geschwister betrauern den allzufrüh entrisenen Bruder.

Kurz vor Weihnachten erteilte der Erzbischof von Freiburg 17 Diakonen die Priesterweihe. Unter den Neugeweihten war auch mein einstiges Pfarrkind von N. Die Primiz wurde auf den Weihnachtstag festgesetzt. Die Frage der Primizpredigt bekam eine politische Färbung, weil es kein

Geheimnis war, daß der Neupriester seinen einstigen Lehrer und Seelsorger dafür ausersehen hatte. Schon im Frühsommer jenes Jahres erhielt der Diakon A. Böhe vom Pfarrer Z. (mein Nachfolger in N.) einen Brief, worin er ihm mitteilte, ein Mann aus N., der mit Pfarrer Stehle auf freundschaftlichem Fuß gestanden sei, habe dringend gebeten, Pfarrer Stehle möchte doch die Primizpredigt nicht übernehmen, es könnte die schlimmsten Folgen haben. Der Diakon legte mir dieses Schreiben vor, ohne Stellung dazu zu nehmen. Ich antwortete, daß ich natürlich ohne weiteres zurücktrete, wenn solche Störungen zu befürchten seien, aber ich würde dann nicht nur von der Predigt zurücktreten, sondern auch von der Teilnahme an der Primiz. Als ich dann anlässlich unseres silbernen Priesterjubiläums ins Priesterseminar kam, erklärte mir der Diakon, er habe sich die Sache nochmals überlegt: es käme nur ein Priester für die Predigt in Frage, und das sei der Onkel Klemens. Er nehme alle Folgen auf sich. So sagte ich endgültig zu. Alle Befürchtungen waren grundlos, denn der Krieg war bereits ausgebrochen, und die Herren von der Partei hatten andere Sorgen. Es war eine denkwürdige Weihnacht. Die Bäume trugen Festschmuck, sie waren über und über mit Schneekristallen bedeckt. Der Neupriester und ich stiegen miteinander aus vor dem Kirchenportal. Ein Leuchten ging über die Gesichter, als wir die Kirche betraten. Nach der kirchlichen Begrüßungsfeier begann ein herzliches Grüßgott-sagen von allen Seiten. Mit Spannung wurde die Predigt erwartet. Ich kam auf die mir so vertraute Kanzel, blieb ruhig stehen und schaute meiner Pfarrgemeinde fest und gütig ins Auge. Dann begann ich zu erzählen, wie die Bewohner von Bethlehem einst den Propheten Samuel fragten, ob sein Kommen friedlich sei; wie er versicherte, er sei gekommen, um zu opfern. Daran knüpfte ich das Thema: der katholische Priester kommt als Friedensbringer und Opferpriester. Ich warf dann auch die Frage auf, warum der katholische Priester trotz seiner Friedenssendung und Friedensabsicht oft gehaßt werde. Ich zeigte, daß das nicht in seinem Berufe, auch nicht in seiner persönlichen Lebensführung, nicht einmal in seinen menschlichen Schwächen begründet sei, sondern einzig im Haß der Hölle gegen Christus, dessen Vertreter und Werkzeug der katholische Priester sei. Ich sprach ruhig ohne Pathos, und das verfehlte den Eindruck nicht. Eine Überraschung erlebten alle Teil-

nehmer, a  
selber das  
Programm  
die Tatsac  
Vertreibun  
langten, al  
nem der I  
Primiz, no  
meiner M  
jenem ent  
sagte, er  
es bei den  
gekannt o  
hören. K  
tigkeit ka  
zendes W  
ßer Verle  
einen Tex  
fand. Da  
seiner Te  
Timmerm  
ßen mit l  
abends G  
Wort zu  
gene darz  
findungen  
sen, daß i  
das Grab  
seiner Ar  
sohnes mi  
stehens v  
der Onkel  
freue sich  
bieten kö  
langjährig  
gers ver  
Oktober  
traf ihn i  
fest.) V  
Feier, ab  
ich festst  
erschrak  
von mein

nehmer, als am Schluß des Primizamtes der Neupriester selber das Wort ergriff und mit jugendlichem Feuer sein Programm entwarf. Eine Überraschung anderer Art war die Tatsache, daß von den Parteigrößen, die nach meiner Vertreibung noch offiziell einen feierlichen Gottesdienst verlangten, alle durch Abwesenheit glänzten. Ich bin auch keinem der Herren auf der Straße begegnet, weder bei der Primiz, noch bei anderen Gelegenheiten, wenn ich das Grab meiner Mutter besuchte. Es wird ihnen ergangen sein wie jenem entgleisten Schulkameraden, der zu meiner Schwester sagte, er könne meinen Blick nicht ertragen. Anders war es bei den Kindern. Die hatten mich noch zum großen Teil gekannt oder von ihren Eltern und Geschwistern erzählen hören. Kein Wunder, daß der Photograph ausgiebig in Tätigkeit kam. Im Kindergarten boten die Kleinen ein reizendes Weihnachtsspiel, doch war die Schwester in großer Verlegenheit, da sie zwischen den einzelnen Szenen einen Texterklärer brauchte und für diese Rolle niemand fand. Da sprang der Onkel Klemens ein und verlegte in seiner Texterklärung das ganze Weihnachtsgeheimnis nach Timmermann'scher Art nach N., was die Kleinen und Großen mit lauter Freude aufnahmen. Endlich hatte ich eines abends Gelegenheit, bei einer Feier des Kirchenchores das Wort zu ergreifen und meine Auffassung über das Vergangene darzulegen. Vor allem betonte ich, daß ich nie Empfindungen der Rache in meiner Seele hätte aufkommen lassen, daß ich in meine einstige Pfarrei nur zurückkomme, um das Grab meiner Mutter zu besuchen und den Seelsorger in seiner Arbeit zu unterstützen. Die Primiz eines Bürgersohnes müßte zu einer Brücke der Versöhnung und des Verstehens werden. Pfarr Z. war hocheifrig und erklärte, der Onkel Klemens sei ihm stets ein willkommener Gast, er freue sich, daß er ihm ein Plätzchen im neuen Pfarrhaus anbieten könne, da die Pfarrgemeinde die Verwirklichung des langjährigen Pfarrhausplanes der Initiative seines Vorgängers verdanke. (Mit Pfarrer Zinsmaier machte ich im Oktober 1943 in Konstanz Exerzitien. Auf der Heimfahrt traf ihn in Hegne ein Herzschlag. Es war am Rosenkranzfest.) Von der Partei war niemand anwesend bei dieser Feier, aber man erfuhr, was gesprochen wurde und soviel ich feststellen konnte, war man froh darüber. Jedenfalls erschrak man in der Folgezeit nicht mehr so, wenn man von meiner Anwesenheit hörte. Auch dieser Neupriester

zog in den Krieg. Er kam über Fronleichnam einmal zu mir in Urlaub und amtete mit inniger Freude am Festtag. Zuletzt stand er in Rumänien. Anfangs August 1945 ist A. Böhe zurückgekommen. So wie er ganzer Priester war, so war er auch ganzer Soldat.

## 21. Der alte Feind.

Die ersten Jahre in Neusatzek hatte ich Ruhe, meine Tätigkeit fiel nicht auf, da unser Kloster abseits aller Weltstraßen liegt. Ich sollte aber erfahren, daß auch im katholischen Schwarzwald die Treue zum Priester nicht allen Zeitversuchungen standgehalten. Mein Vergehen war diesmal von eigener Art. Von jeher hatte ich gerne Religionsunterricht erteilt, und da ich das zehnte Kind aus einfacher Familie bin, habe ich vom Elternhaus die Liebe zum Kinde mitgenommen. So wollte ich auch meinen Bergkindern eine große Freude machen, als ein schönes, neues Religionsbüchlein erschien. Es war dieses Büchlein eine praktische Verbindung von Biblischer Geschichte und Katechismus. Ich kaufte das Büchlein, schrieb eine schöne Widmung, den Namen des Kindes und meinen Namen dazu. Die Freude der Kinder war groß, doch sollte unser aller Freude nicht lange dauern. Wie von ungefähr war der Schulleiter von Neusatz, der zugleich Ortsgruppenleiter war, in der hiesigen Schule erschienen und erkundigte sich nach den Religionsbüchern. Diese Frage mußte auffallen, weil er ja nicht katholisch war. Die Kinder zeigten ihm die alten Bücher. „Habt ihr sonst kein Buch im Religionsunterricht?“ Da platzte der gutmütige und naive Bruno heraus: „Doch, wir haben vom Herrn Superior noch ein schönes, neues Büchlein bekommen!“ Sofort wurde das gefährliche Buch eingesammelt und beschlagnahmt. Etwa eine Woche später kam eine Anfrage vom Kreisschulamt, wie ich dazu käme, die Gesetze des Staates zu übertreten und ohne Genehmigung des Ministeriums ein neues Buch einzuführen. In meiner Antwort bemerkte ich wörtlich: „Ich war sehr überrascht, daß das Büchlein beanstandet wurde, zumal es genau denselben Inhalt hat wie das bisherige Religionsbüchlein, lediglich in der sprachlichen Formulierung und Bilddarstellung einen Fortschritt und eine Erleichterung darstellt. ... Der Herr Kreis-

schulrat  
beim Mi  
Büchlein  
bat dann  
vateigent  
meine A  
überlegt  
lassung  
schlagnah  
den. Der  
Man hatt  
Verbot c  
Warum i  
Das Kre  
zurück, c  
mung ko  
ausgegan  
greifern  
Seite, d  
was unte  
nie an e

Der  
obigen.  
meines  
hatte ur  
empfohl  
die juger  
Anschlu  
„Halte I  
und fü  
men in  
fallen.  
zu erke  
Vorgang  
klaren  
Eltern  
machte  
für er  
Wochen  
stapo  
meine

schulrat würde sich den Dank der Eltern sichern, wenn er beim Ministerium die Erlaubnis erwirken würde, dieses Büchlein im Religionsunterricht benützen zu können.“ Ich bat dann, mir im Verneinungsfall das Büchlein als mein Privateigentum zurückzugeben. Es dauerte ziemlich lange, bis meine Antwort in Baden-Baden und Karlsruhe genügend überlegt worden war. Dann kam die Mitteilung, eine Zulassung dieses Büchleins sei nicht möglich, aber die beschlagnahmten Exemplare würden mir zurückerstattet werden. Der Schuß hatte seine Wirkung und sein Ziel verfehlt. Man hatte an bestimmter Stelle doch mindestens mit einem Verbot der Erteilung des Religionsunterrichtes gerechnet. Warum ich so glimpflich wegkam, weiß ich eigentlich nicht. Das Kreisschulamt schickte mir sogar das eine Exemplar zurück, das ihm vorgelegt worden war. Aus meiner Widmung konnte ich nun feststellen, von welcher Seite der Stoß ausgegangen war. Ich hätte mich später an meinen Angreifern rächen können, denn ich erfuhr von zuverlässiger Seite, daß sie regelmäßig den Auslandssender abhörten, was unter schweren Strafen verboten war. Doch dachte ich nie an eine solche schmutzige Revanche.

Der zweite Angriff stand noch einige Grade unter dem obigen. Es handelte sich um eine anonyme Anzeige wegen meines Schulentlassenen-Unterrichtes. Die Kirchenbehörde hatte uns für diesen Unterricht ein gediegenes Büchlein empfohlen, das ich zugrundelegte. Zwei Kapitel behandelten die jugendliche Reinheit und ihre Gefahren. Ich warnte im Anschluß an den Text und an das Büchlein von Dr. Paul: „Halte Deine Jugend rein“ auch vor dem geheimen Laster, und fügte hinzu, es sei einmal eine Mutter zu mir gekommen in der Angst, ihr Junge sei dem geheimen Laster verfallen. Aber aus dem, was diese Mutter berichtet habe, sei zu erkennen gewesen, daß es sich um einen natürlichen Vorgang gehandelt habe, über den der Junge wohl im unklaren gewesen sei. Hier sei die Belehrung durch die Eltern am Platze. Ein Junge, der in meiner Abteilung saß, machte zu seinem Hintermann hämische Bemerkungen, wofür er einen scharfen Tadel von mir bekam. Es vergingen Wochen, da meldete mir eine Mutter, ein Beamter der Gestapo mache bei den Schulentlassenen Erhebungen über meine Äußerungen im Entlassungsunterricht. Es vergingen

wieder Wochen, da klopfte der Beamte auch an meine Tür. Zuerst mußte ich nach bekannter Methode meine Lebensgeschichte zu Protokoll geben, dann wurde über den Anzeigefall gesprochen. Der Beamte war nicht von der gewöhnlichen Art der Gestapo-Beamten, er war höflich und rücksichtsvoll, hatte auch keinen Sekretär mitgebracht, sondern schrieb alles mit eigener Hand. Er ließ auch gleich durchblicken, daß der Fall für die Gestapo hoffnungslos sei, da die Entlassungsschüler bis auf den Denunzianten nichts von der Äußerung wüßten, die ich zum Nachteil der Jugendseele und zum Schaden des Staates getan haben sollte. Er meinte nur, so ein alter knorriger Landpfarrer hätte das schon gesagt haben können, was mir zur Last gelegt werde. Ich widersprach dem entschieden. Er meinte dann, es sei ein Nachteil für mich und das Kloster, daß wir der NSV nicht beigetreten seien. Schließlich empfahl er sich mit dem Bemerkten: „Sie dürfen den Fall als erledigt betrachten.“ Ich fragte ihn noch, ob die Gestapo auch daran gedacht habe, daß man mit solchen Untersuchungen dem Geistlichen die Ehre antaste, ferner, ob man solche bodenlose Denunzianten nicht zur Rechenschaft ziehen könne. Er bedauerte, in dieser Hinsicht nichts unternehmen zu können. Als ich den Fall unserem Weihbischof Dr. Burger erzählte, sagte er: „Trauen Sie der Gestapo nicht, wenn sie am freundlichsten sind, sind sie gewöhnlich am gefährlichsten.“ Daß in meinem Fall aber tatsächlich nichts kommen werde, erfuhr ich bald darauf durch meinen Freund, Professor B. in Sasbach. Der Gestapo in Baden-Baden waren diese an den Haaren herbeigezogenen Fälle, Geistlichen gegenüber, selber widerwärtig, und in diesem Sinne hatten sie auch ihren Vorgesetzten berichtet. Die heimlichen Anzeiger sind mir freilich nicht unbekannt geblieben.

Ein drittes Vergehen gegen den Staat hatte ich mir auf mein Gewissen geladen, als ich im fünften Kriegsjahr auf Bitten der Mütter mit unseren Erstkläßlern lesen und schreiben übte, damit wir sie rechtzeitig auf die erste hl. Kommunion vorbereiten könnten. In unserer kleinen Klostergaststube wurden die Kinder wöchentlich 1—2 Mal in die Geheimnisse des Schreibens und Lesens eingeführt. Es ging rasch voran, und die Kinder kamen gerne, ja die Zahl wuchs ständig. Zu meinem Namenstag kamen die Kleinen

und überr  
Und diese  
nannte Sc  
schulische  
bei vorhan  
Verfügung  
drei Woch  
ligionsunte  
geschriebe  
die nachst  
wöchentlic  
tierten Er  
denn ich l  
jammerns  
muß, wer  
so gesinnt  
Wie kann  
ches erkül  
rächte sich  
Nichte als  
einberief.  
digte älte  
er werde  
geschah.  
und als ic  
fuchsteufe  
chem er  
klagte, ic  
seiner Eig  
deutlich, v  
Geleise zu  
auch die  
nug für r  
stern kön  
feindselig  
tiefe Abn  
wollte so  
unterricht  
dem Weg  
gegenüber  
berief, da  
übrige Ur  
als einen

meine Tür.  
ine Lebens-  
er den An-  
t von der  
höflich und  
bracht, son-  
auch gleich  
hoffnungslos  
enunzianten  
Nachteil der  
etan haben  
Landpfarrer  
zur Last ge-  
Er meinte  
ter, daß wir  
fahl er sich  
erledigt be-  
auch daran  
nungen dem  
blische boden-  
a könne. Er  
nen zu kön-  
Dr. Burger  
nicht, wenn  
am gefähr-  
hlich nichts  
rch meinen  
in Baden-  
genen Fälle,  
in diesem  
richtet. Die  
bekannt ge-

ich mir auf  
riegsjahr auf  
lesen und  
die erste hl.  
kleinen Klo-  
-2 Mal in die  
hrt. Es ging  
ja die Zahl  
die Kleinen

und überreichten mir als Dank ihrer Mütter einen Kuchen. Und dieser Kuchen rief den Feind auf den Plan. Der genannte Schulleiter und Ortsgruppenleiter schrieb mir, die schulische Betreuung der Erstkläßler sei sofort einzustellen, bei vorhandenem Bedürfnis ständen hierfür Lehrkräfte zur Verfügung. Als treuer Staatsbürger gehorchte ich, wartete drei Wochen und öffnete dann meine Schule wieder als Religionsunterricht. Natürlich wurde jetzt nur noch Religiöses geschrieben und gelesen. Dem gestrengen Herrn gab ich die nachstehende Antwort: „Die Unterlassung der zwei wöchentlichen Hilfsstunden der hiesigen und der umquartierten Erstkläßler macht mir wahrhaft keine Schmerzen, denn ich habe Arbeit genug, aber im Hinblick auf den bejammernswerten Eindruck, den Ihre Verfügung machen muß, werde ich höheren Ortes anfragen, ob man dort auch so gesinnt ist.“ Das brachte den Gewaltigen in Harnisch. Wie kann sich ein Geistlicher im 12. Jahre des dritten Reiches erlauben, einem Hoheitsträger so zu antworten! Er rächte sich zunächst dadurch, daß er meine schwächliche Nichte als erste und einzige von Neusatzeck zum Schanzen einberief. Als ich ihn ersuchte, auf meine schwer geschädigte ältere Schwester Rücksicht zu nehmen, antwortete er, er werde mein Gesuch weiterleiten, was aber bestimmt nie geschah. Sie wurde ein zweites und drittes Mal einberufen, und als ich ihn wieder an mein Gesuch erinnerte, wurde er fuchsteufelswild und schrieb mir einen groben Brief, in welchem er sich meine „Schreibereien“ verbat und mich anklagte, ich hätte eine gehässige Gesinnung gegen ihn in seiner Eigenschaft als Ortsgruppenleiter gezeigt. Man sieht deutlich, wie er die ganze Angelegenheit auf ein politisches Geleise zu schieben suchte, um mir beizukommen. Deshalb auch die grimmige Bemerkung, er hätte Beschäftigung genug für mich, wenn ich meinen Betätigungstrieb nicht meistern könne. Welches war denn die tiefste Ursache seiner feindseligen Stellung? Der Mann trug in seiner Seele eine tiefe Abneigung gegen Kirche und Christentum in sich. Er wollte sogar den hiesigen Kindern den Besuch des Religionsunterrichtes wehren und zwang sie, umzukehren als sie auf dem Weg zum Unterricht waren. Als ich mich den Kindern gegenüber auf eine schriftliche Erklärung des Schulleiters berief, daß der Religionsunterricht nicht ausfalle, wenn der übrige Unterricht ausfalle, stellte er mich vor den Kindern als einen Lügner hin. Die sonstigen Schikanen, die er und

seine Frau sich gegen die nicht mit ihm sympathisierenden Leute erlaubten, will ich in diesem Zusammenhang nicht berühren. Bedauerlich aber war es, daß solche Feinde der Kirche in einigen Familien Gastfreundschaft genossen, ja sogar zur Erstkommunionfeier eingeladen wurden, d. h. nur zum weltlichen Schmaus, der dann sehr lange gedauert haben soll. Bevor jedoch die französischen Granaten in Neusatz in das schöne Gotteshaus einschlugen, war der heldenhafte Ortsgruppenleiter mit seiner Frau verschwunden. Wie stand diese Flucht doch im Gegensatz zu seiner fulminanten Rede, die er wenige Monate zuvor im hiesigen Schullokal hielt, in welcher er zum unbedingten Durchhalten im Vertrauen auf den Führer mahnte! Fast möchte man seine Frau als „teutsche“ Heldin preisen, denn sie kam eines Tages zurück und erklärte dem Bürgermeister, sie müsse die Kartenstelle wieder übernehmen, (wie sich die Leute erzählten) im Auftrage irgendeiner Kommandantur. Der Bürgermeister nahm sie mit nach Bühl zur französischen Kommandantur. Dort wurde sie nach ihrem Manne gefragt. Sie erklärte, sie wisse nicht, wo er sei, er sei zum Volkssturm und habe als Freiwilliger weitergekämpft. Nur schade, daß er das nicht früher tat, er hätte Deutschland sicher gerettet. Für solches Heldentum hatte Kapitän Saigne jedoch kein Verständnis und ließ die tapfere Heimkehrerin einstweilen in Gewahrsam bringen. Die Ehebetten der beiden aber standen lange im gleichen Schullokal in Neusatz, in welchem er den ersten Vorstoß gegen mich gemacht und das unschuldige Religionsbuch unseren armen Bergkindern weggenommen hatte. Man denkt unwillkürlich an das Wort von den Mühlen Gottes.<sup>1)</sup>

Das Kreisschulamt in Baden-Baden habe ich informiert über die sonderbare Stellungnahme des Schulleiters. Wie ich im Landratsamt Bühl erfuhr, ist die Angelegenheit über Karlsruhe an das Landratsamt geleitet, von dort aber nicht weitergegeben worden, weil die maßgebenden Beamten anders dachten. Wahrscheinlich war die Entscheidung für mich negativ.

<sup>1)</sup> Vor seiner Flucht versenkte der Ortsgruppenleiter seine politische Kartothek in einem Sack in der Güllengrube. Bürgermeister Schaufler ließ sie herausfischen, abwaschen und an der Sonne trocknen. Auch ich stehe in dieser Kartothek als versteckter Feind der Partei mit allen anderen Sünden gegen den Nationalsozialismus.

In sei  
von den  
gungen u  
gen diese  
stellt er  
der im Z  
besten ra  
Herrn de  
gesteckt,  
finden w  
schaft. I  
einer wi  
sinn, des  
dieses Ir  
Kur- un  
verwande  
Anstalter  
ten, aus  
machte r  
das Lan  
sen, da  
Erst kar  
an der  
ein Dutz  
und war  
Arzt, wa  
wolle, v  
hier. D  
die Häl  
fahren  
überall  
gelium  
wurde.  
durften  
und spr  
waren  
gemacht  
in die F  
Inhaltes  
fort au

## 22. „Segnungen“ des Dritten Reiches.

In seinem Buch „Mein Kampf“ schreibt Hitler einmal von den Zielen und Versuchen früherer politischer Bewegungen und schließt dann zornig: „Nun hatte man die Folgen dieses Irrtums zu tragen.“ Im Schlußwort seines Buches stellt er wie ein Dogma die Behauptung auf: „Ein Staat, der im Zeitalter der Rassenvergiftung sich der Pflege seiner besten rassischen Elemente widmet, muß eines Tages zum Herrn der Erde werden.“ Hier hatte sich Hitler ein Ziel gesteckt, das man fälschlicherweise im Alten Testament finden wollte und den Juden zur Last legte: die Weltherrschaft. Das Anstreben der Weltherrschaft auf dem Wege einer widerchristlichen Rassenpflege war wirklich ein Irrsinn, dessen Folgen wir jetzt zu tragen haben. Die Folgen dieses Irrtums bekamen wir sehr früh zu spüren. Unser Kur- und Exerzitenhaus wurde in ein Umsiedlungslager verwandelt, wie ungezählte andere klösterliche Häuser und Anstalten. Da es die Umsiedler offenbar nicht so eilig hatten, aus allen Richtungen der Welt heimzukehren ins Reich, machte man ein Vorspiel. Im Oktober 1939 wurde uns durch das Landratsamt eröffnet, die Gäste seien sofort zu entlassen, da das Haus als Seuchenlazarett eingerichtet werde. Erst kam der amtierende Arzt, dann ein zweiter Arzt, der an der Westgrenze flüchten mußte, hierauf erschienen über ein Dutzend Pflegerinnen vom Roten Kreuz. Alles war da und wartete auf die Patienten. Ich fragte den amtierenden Arzt, was er denn mit den vielen Pflegerinnen anfangen wolle, wir hätten doch ausgebildete Krankenschwestern hier. Das leuchtete ihm ein, und er schickte noch am Abend die Hälfte wieder heim. Bald kam das Sanitätsauto angefahren und brachte einen Patienten nach dem anderen, überall hatte man sie zusammengelesen, fast wie im Evangelium vom Hochzeitsmahle, nur damit das Haus voll wurde. Das Haus wurde streng abgesperrt, die Angehörigen durften ihre kranken Familienglieder nur von ferne sehen und sprechen. Einige TB-Kranke, die in der Nähe daheim waren und ohne Erlaubnis bei den ihrigen einen Besuch gemacht hatten, wurden bestraft. So lief die Maschine bis in die Karwoche 1940. Plötzlich kam ein Telephonanruf des Inhaltes: „Das Seuchenlazarett ist wegen Unrentabilität sofort aufgehoben, die Kranken sind unverzüglich zu entlas-

sen.“ Am Karfreitag war großer Abreisetag. Was gehen konnte, benützte das Postauto, das jetzt für Gesunde und Kranke gleich zugänglich war; für die Bettlägerigen fuhr das Sanitätsauto x mal hin und her. Das war das glorreiche Ende des Seuchenlazarettes. Wir hatten das Vergnügen, das Haus wochenlang einer strengen Desinfektion zu unterwerfen, Zimmer und Gänge neu tapezieren und streichen zu lassen, um für den Sommer wieder Gäste aufnehmen zu können.

Vorher jedoch zogen die alten Leute aus den Ortschaften am Rhein drüben bei uns ein und blieben bei uns, bis die Lage am Rhein geklärt war. Es waren über 50 gute Leuten, die zusammen über 4000 Jahre alt waren. Einige starben hier, die anderen fuhren unter Begleitung einiger Schwestern wieder in ihre Heimat zurück. Noch einmal erfreuten sich Erholungsbedürftige einige Wochen im Sommer 1940 der Ruhe und der würzigen Luft auf unserer Friedensinsel oder Seelenrast, wie Pfarrer Bäder seine Gründung hier nannte. Mit dem Herbst aber zog ein scharfer politischer Wind hier herauf. Kurz vor Allerheiligen erschienen mehrere sehr selbstbewußte Herren mit einem Schriftstück der Volksdeutschen Mittelstelle, wonach das Kloster Neusatzeck mit allem Drum und Dran für Umsiedlungszwecke beschlagnahmt war und sofort zur Verfügung zu stellen war. Ich stellte die Frage: „Wohin sollen wir mit unseren Schwestern, da wir nur dieses Haus haben? Was soll mit unserer schwierigen Landwirtschaft geschehen?“ Die Herren schauten einander an und sprachen vom Verpachten der Landwirtschaft und vom Heimgehen der Schwestern. Unsere Priorin erlaubte sich die Bemerkung: „Wir werden doch als Deutsche hoffentlich das Recht haben, auf unserm mühsam erworbenen Besitz zu wohnen, sicher haben wir dasselbe Recht, in Deutschland zu leben wie diese Leute, die Sie uns bringen wollen.“ Eine solche Sprache waren sie nicht gewohnt. Sie erklärten, sie wollten nach Karlsruhe telefonieren, daß die Beschlagnahmung erleichtert würde und wir das Mutterhaus behalten könnten. Bei den weiteren Verhandlungen schien sogar etwas Vernunft zur Geltung zu kommen. Es wurde ausgemacht, daß 100 Leute in den ersten und zweiten Stock des Hauses kämen. Der dritte Stock sollte frei bleiben für Gäste. Sofort wurde ein Glas-

abschluß  
tungsgege  
großen Te  
geschehen  
unendlich  
zwar gera  
könnten j  
wurde nu  
ten Flüge  
Umsiedler  
wieder, w  
auch mein  
sierte wie  
fortgeschl  
zug sterb  
bekomme  
in einem  
Hochsom  
5 Jahren  
Ecke zw  
Zimmern  
Im Wint  
werden l  
Zentralh  
konnte u  
weil sie  
dene Zw  
stand da  
leer da,  
der Lag  
nicht frie  
Privatleb  
ja nur a  
mehr zu  
Rumänen  
grüßen u  
sichter v  
hohlen i  
Leute ni  
Herren v  
SS-Größ  
trag. A  
Mann m

abschluß für den dritten Stock bestellt, und die Einrichtungsgegenstände der unteren Stockwerke wurden zum großen Teil in den dritten Stock geschafft. Kaum war das geschehen, wurde auch der dritte Stock beschlagnahmt. Mit unendlicher Mühe mußte alles herausgeschafft werden und zwar gerade über das Fest Allerheiligen, denn die Umsiedler könnten jeden Tag kommen. Aus Gründen der Einfachheit wurde nun vieles in mein Pfarrhaus geschafft, das den dritten Flügel des Kurhauses bildet. Es gingen Tage vorüber, Umsiedler kamen keine, dagegen erschienen die Herren wieder, während meiner Abwesenheit und beschlagnahmten auch mein Pfarrhaus. Das war am 11. November. Es presierte wieder ungeheuer, und zum dritten Mal mußte alles fortgeschleppt werden. Meine Nichte blieb nach diesem Umzug sterbenskrank liegen. Da keine passende Wohnung zu bekommen war, zog ich in die Ökonomie des Klosters, wo in einem Flügel gegen Norden einige Gästezimmer für den Hochsommer eingebaut sind. Da kampieren wir nun seit 5 Jahren in 4 Zimmerchen. Die Küche ist aus einer kleinen Ecke zwischen Hausgang und Toilette gebildet. Unter den Zimmern ist eine Wagenremise, über uns logieren die Ratten. Im Winter herrschte unheimliche Kälte, der nicht gesteuert werden konnte, solange kein Kamin im Hause war. Eine Zentralheizung war auch irgendwo im Hause, aber sie konnte uns nur stundenweise mit etwas Wärme versorgen, weil sie nach verschiedenen Richtungen und für verschiedene Zwecke reichen mußte. Und nun höre man: Drüben stand das Kurhaus und das Pfarrhaus den ganzen Winter leer da, aber das Haus war geheizt, damit die Herren von der Lagerführung, die natürlich sofort eingezogen waren, nicht frieren mußten. Ich will nicht in die Geheimnisse des Privatlebens dieser Herren hineinleuchten, man braucht sich ja nur an das Sprichwort vom Müßigang zu erinnern, um mehr zu wissen. Mitte März endlich zogen die Deutsch-Rumänen feierlich ein. Die ersten Tage ließen sie sich begrüßen und feiern. Dann begann der zweite Teil: Ihre Gesichter wurden zusehends länger, und sie sprachen unverhohlen ihre Enttäuschung aus. Religiös entsprachen diese Leute nicht unseren Erwartungen, wohl aber waren sie den Herren von der Lagerführung zu fromm. Einmal kam eine SS-Größe ins Lager und hielt den Umsiedlern einen Vortrag. Anschließend durften sie Fragen stellen. Ein junger Mann mit Gymnasialbildung stellte die verfängliche Frage,

wie sich der Nationalsozialismus zum Christentum stelle. Die Antwort des Herrn war bezeichnend: „Diese Frage werde erst nach dem Kriegsende diskutiert werden.“ Als die Beschwerden immer häufiger und das Rumoren immer lauter wurde, fing man an, das Lager zu räumen und die Leute in Linz und anderswo zu verteilen. Jetzt hieß es, die neuen Umsiedler seien so gefährlich, daß bewaffnete Begleitung dabei sei. Und wer waren diese gefürchteten Menschen? Slowenen waren es aus der Gegend von Laibach und Steinbrück und Renn a. S. Sie waren nahezu ein Jahr hier. Nie habe ich brävere, fleißigere und religiösere Menschen kennen gelernt als diese von Haus und Hof vertriebenen Katholiken. Ohne Angabe des Grundes mußten sie in wenigen Stunden reisefertig sein und durften nur das Allernotwendigste mitnehmen. Sie haben in ihrer Verbannung und in ihrer Trennung von ihren geschätzten Priestern sehr gelitten, aber sie haben ihr Los heroisch getragen, viel heroischer als ihre Peiniger es jetzt tragen. Sie hatten viele und liebe Kinder bei sich. Sofort suchte ich mir einen älteren Mann, der deutsch sprechen konnte und erlernte mit seiner Hilfe die wichtigsten slowenischen Ausdrücke. Das war eine schwere Sache, weil der gute Mann ja nie Grammatik gelernt hatte. Am ersten Sonntag war die Kirche gedrängt voll. Vor der Predigt begrüßte ich die Slowenen bereits in ihrer Muttersprache mit den Worten: Sértschno posdraúljam Slovénski katolitscháni in wam schélim Boschji blago-slaú. = Ich begrüße herzlich die slowenischen Katholiken und wünsche Euch Gottes Segen. Bei diesen Worten traten ihnen die Tränen aus den Augen. Der Lagerführer fragte mich anderntags halb entsetzt, halb erstaunt, ob ich denn slowenisch verstehe. Die Kindergärtnerinnen kamen, um einige Brocken bei mir zu erhaschen. Ich hörte dann wochenlang nur zwei Worte grell durch den Kindergarten hallen: tícho! = still! und chítro! = flink! Bald bekam ich Bücher und Zeitschriften in slowenischer Sprache, oft auf merkwürdigen Wegen über München und Stuttgart, wo namentlich der seeleneifrige Stadtpfarrer Sprenger mir wertvolle Quellen eröffnete. Es setzte ein fröhliches Lernen und Lehren ein. Im Frühjahr 1942 hatte ich 22 Slowenen-

kinder au  
Erzbischof

An  
Freibu  
ner g  
schöne  
fanger  
Priest  
werde  
den F  
Sakra  
die he  
von E  
Dann  
gehal  
Gesch  
meine  
Euren

Im So  
nach Neu  
krament  
drei Dutz  
zu ihnen  
es die Sp  
hochbega  
Freund  
Glauben  
übersetzt  
menden  
trostvolle  
hatte ge  
keiten e  
Neusatz

kinder auf die erste hl. Kommunion vorbereitet. Unser Erzbischof schickte den Kindern folgenden Brief:

Freiburg, den 7. April 1942.

Liebe Kinder!

An Eurem Freudentag will auch der Erzbischof von Freiburg teilnehmen, weil Ihr jetzt zu den Schäflein seiner großen Weide gehört. Ich freue mich, daß Ihr im schönen Neusatzzeck Eure Erste heilige Kommunion empfangen dürft, in jener Kirche, in der ein heiligmäßiger Priester und Gründer des Klosters begraben liegt. Ich werde mich noch mehr freuen, wenn ich höre, daß Ihr den Religionsunterricht fleißig besucht und die heiligen Sakramente fleißig empfangt und am Sonntag vor allem die heilige Messe besucht. Vielleicht kann ich manchem von Euch bald das Sakrament der hl. Firmung spenden. Dann werde ich erfahren, ob Ihr Eure guten Vorsätze gehalten habt. Ich grüße nun Eure lieben Eltern und Geschwister. Betet an Eurem Festtag auch für mich und meine Hirtensorgen. Dafür gebe ich Euch allen und Euren Eltern meinen bischöflichen Segen!

Conrad

Erzbischof.

Im Sommer löste der Erzbischof sein Wort ein und kam nach Neusatzzeck, um den Slowenenkindern eigens das Sakrament der heiligen Firmung zu spenden. Es waren etwa drei Dutzend Kinder, die strahlten vor Glück, als der Bischof zu ihnen sprach. Er sprach deutsch, aber sie verstanden, daß es die Sprache der Liebe war. Er erzählte ihnen von einem hochbegabten und frommen slowenischen Priester, der sein Freund gewesen war, mahnte sie zur Treue gegen ihren Glauben und ihre Kirche. Die Ansprache des Erzbischofs übersetzten wir in das Slowenische und teilten sie am kommenden Sonntag im Slowenengottesdienst mit. Das waren trostvolle Stunden für die guten Leute. Die Lagerführung hatte gegen die Firmung am Lager selbst keine Schwierigkeiten erhoben, aber schon die Teilnahme der Kinder in Neusatz wäre sehr fraglich gewesen. Eine Härte war es, daß

man den Eltern der Firmlinge, soweit sie zur Arbeit gehen mußten, die Teilnahme an der Gnadenstunde ihrer Kinder nicht gestattete. So sahen manche den Bischof gar nicht, weil er abends in Bühl sein mußte.

Einmal gelang es mir, einen älteren slowenischen Priester aus dem Lager Kork hierher zu bringen. Wie Kinder ihren Vater, so begrüßten die Slowenen diesen Priester. Bis spät in die Nacht kamen sie zur heiligen Beicht. Ein zweites Mal kam dieser Priester nicht, er verschwand in einem anderen Lager. Für ihn sprang in sehr dankenswerter Weise der frühere Prior der Cisterzienserabtei Mehrerau ein, der nach seiner Vertreibung im Kloster Lichtental weilte.<sup>1)</sup> Er war jahrelang Seelsorger der Slowenen und beherrschte die Sprache vollständig. Er nahm mich in seine Schule, so daß ich bald die Leute regelmäßig beichthören konnte. Ja, ich hielt ihnen jeden Sonntag eine kleine Ansprache, taufte ihre Kinder, versah ihre Kranken, und als sie von hier wieder wandern mußten, und in verschiedene Lager verteilt wurden, besuchte ich sie dort und spendete ihnen die heiligen Sakramente. So war ich des öfteren in Zell a. H. und in Nonnenweier. Es war immer ein Festtag, wenn ich erschien. In Nonnenweier hatten sie überhaupt keine Möglichkeit, ihre religiösen Pflichten zu erfüllen. Da pilgerten sie nach Ottenheim herüber. Wenn ich aber kam, hörte ich sie in der Sakristei der evangelischen Kirche Beicht und feierte in der evangelischen Kirche mit ihnen das hl. Opfer mit Kommunionempfang. In Ottenheim fand der Pfarrer auf dem Marienaltar ein slowenisches Brieflein, das ich ihm übersetzte. Es war ein Gebet zu Maria, der Königin der Slowenen und aller Völker. Darin stand das Wort: „Es soll die Kirche siegen, nicht die Waffen!“ Am Schluß des sauber und schön geschriebenen Gebetes stand die Bitte: „Dieser Brief wird auf den Marienaltar in Ottenheim gelegt mit der Bitte an Maria um Erlösung und Heimkehr in die slowenische Heimat. Wer wird diesen Brief bekommen? Gott möge ihn davor bewahren, daß er ihn zerreiße, er möge in geistliche Hände kommen. Niemals solle gefragt werden, wer ihn geschrieben habe.“ Aus dem ganzen Schriftstück spricht ein tiefes Weh und ein inniger Glaube. Diese Bitten sind jetzt auch alle in Erfüllung gegangen.

<sup>1)</sup> G. Laurentius Göppel.

Die S  
empfinde  
mit ausg  
einander,  
glaubensr  
wohl sie  
Eine groß  
zu Kirche  
gefügt: T  
nicht ein  
Nonnenw  
kommen  
alle Seel  
suche sag  
wenen b  
Er habe  
die Kirch  
das nicht  
einmal n  
schaft ge  
war.

Den  
bald in  
das Hau  
unerwün  
Leiter d  
der Frag  
in Neuß  
aber wir  
in Frage  
Haus au  
Verhand  
zwei Sc  
„Berlin  
Lagerfü  
Hilfe.  
Nachric  
gen Um  
Franzisk  
ein und  
Freude  
der sch

Die Slowenen hatten ein vorbildliches Gemeinschafts-empfinden. Sie bildeten einen vierstimmigen Kirchenchor mit ausgezeichneten Stimmen, sie lebten sehr friedlich miteinander, waren fleißig und genügsam. Sie waren auch glaubensmutig, denn sie kamen in ihren Gottesdienst, obwohl sie wußten, daß die Lagerführung das nicht gerne sah. Eine große Anzahl von Briefen sind Zeuge dieser Treue zu Kirche und Priestertum. Eine Bemerkung sei noch angefügt: Während ich hier das Lager nicht betreten durfte, nicht einmal im Krankheitsfall, machte der Lagerführer in Nonnenweier eine rühmliche Ausnahme. Er ließ mir vollkommen freie Hand, ich durfte alle Räume betreten und alle Seelsorgsfunktionen ausüben. Bei einem meiner Besuche sagte er mir, der Einsatzführer habe erklärt, die Slowenen bräuchten zum Beichten die Erlaubnis von Berlin. Er habe ihm geantwortet: „Die Leute haben das Recht, in die Kirche zu gehen, und wenn sie dort beichten, geht mich das nichts an.“ Ich habe oft bedauert, daß dieser Mann einmal mit den Quälern des Slowenenvolkes zur Rechenschaft gezogen werden sollte, da er doch gut und gerecht war.

Den Slowenen folgten deutsch-russische Umsiedler, die bald in Lothringen und im Reich angesiedelt wurden, so daß das Haus beinahe leer stand. Es war uns deshalb gar nicht unerwünscht, als der Oberpräsident der Rheinprovinz den Leiter des Jugendamtes in Düsseldorf zu uns schickte mit der Frage, ob er das Haus nicht für das Kinderheim St. Anna in Neuß haben könnte. Ich ging mit dem Herrn ins Lager, aber wir wurden nicht sanft empfangen: „Das kommt nicht in Frage“, wettete der Lagerführer, „ich darf Ihnen das Haus auch nicht zeigen.“ Der Herr reiste wieder ab, und die Verhandlungen mit Berlin gingen weiter. Bald erschienen zwei Schwestern vom Armen Kinde Jesu, die meldeten: „Berlin habe das Haus für das Kinderheim freigegeben.“ Der Lagerführer polterte nochmals und rief den Einsatzführer zu Hilfe. Dieser fuhr selber nach Berlin, brachte aber die Nachricht, das Haus sei wirklich freigegeben, und die wenigen Umsiedler müßten ins Lager Erlenbad (Mutterhaus der Franziskanerinnen) gebracht werden. Das Kinderheim zog ein und brachte auf einmal wieder Sonne, Sauberkeit und Freude ins Haus. Ein Lagerverwalter jedoch blieb in einem der schönen Zimmer sitzen. Kein Mensch wußte, was der

Mann hier zu tun hätte. Schließlich fühlte er sich selbst unendlich überflüssig und zog ab. Im Hause waren nun über 200 Kinder, Säuglinge, Kleinkinder und Schulkinder, und zwar Knaben und Mädchen. Die Betreuung und Erziehung der Kinder kann nur als vorbildlich bezeichnet werden. Religionsunterricht zu geben war eine geistige Erholung. Nie hatten wir eine Klage, aber täglich neue, frohe Überraschungen. Ein Festtag im Kinderheim war immer ein Friedensfest, man vergaß Krieg und Not. Das Haus war bis in den letzten Winkel gründlich gereinigt, und die Kinder traten in strahlender Sauberkeit an zum Gottesdienst oder zum Spaziergang. Über 100 Kinder führte ich oft halbe und ganze Tage durch unsere herrliche Natur, und nie gab es eine Verstimmung oder Unordnung. In Straßburg wurden wir überall mit großer Zuvorkommenheit aufgenommen. Die Kinder haben mit ihren schönen Liedern und ihrem freundlichen, bescheidenen Wesen alles bezaubert. Aber sie hatten einen großen, unverzeihlichen Fehler: sie sagten nie „Heil Hitler!“ Sie wurden zu einer Gefahr des Bezirkes, und so wurde ihnen gekündigt. Es mußte Platz gemacht werden für die Umsiedler aus dem Osten. Da sich trotz eifrigen Suchens kein Heim fand, wurde kurzerhand gedroht: „Wenn das Kinderheim binnen kurzer Frist nicht geräumt hat, wird die NSV die Kinder wegnehmen und in Pflegestellen bringen.“ Das wollten die guten Schwestern verhüten. Mitten im kalten Februar zogen die Jungen in einer Nacht morgens um 3 Uhr mit ihrem Gepäck nach Ottersweier auf den Frühzug. Ich hatte ihnen bald nach Mitternacht die heilige Messe gefeiert, bei der sie sangen und kommunizierten. Diese nächtliche Prozession durch Glatteis und Schnee blieb nicht verborgen, die Bevölkerung empörte sich und schimpfte weidlich über die Veranlasser solcher Kinderquälereien. In der nächsten Nacht war die hl. Messe für die Mädchen morgens um 3 Uhr. Darauf wurden sie mit einem Postauto, welches die besorgte NSV nun doch geschickt hatte, an die Bahn gefahren. Zuletzt wurden die Säuglinge abtransportiert. Es war wirklich eine Flucht nach Ägypten, veranlaßt von einem modernen Herodes. Die Kinder kamen nach sehr beschwerlicher Fahrt nach Gemmenich im Kreis Eupen, und schon am 12. September 1944 waren sie unter amerikanischer Befehlsgewalt. Wir erhielten noch Nachricht vom Tag des Einzuges der amerikanischen Truppen, daß alles gut stehe um das Heim. Und

hier in N  
lang leer  
Wie diese  
einem be  
von St. A  
und ihre  
bis zur S

Wir e  
Auto an  
aus dem  
meisten  
und aus  
kamen a  
wenen s  
ger ein  
und erz  
hatten l  
waren  
deutsch  
deutsch  
den ge  
aber in  
schen l  
ner ge  
werde,  
und fr  
diese  
wurde  
nomm  
diesse  
Kirche  
men, l  
nen.  
dienst  
oder n  
Die Ki  
reiche  
Schwie  
ja das

hier in Neusatzeck stand das Haus wieder einmal wochenlang leer, bis die letzten Umsiedler kamen: 250 Elsässer. Wie diese zu uns kamen, wie sie bei uns lebten, das soll in einem besonderen Abschnitt erzählt werden. Die Kinder von St. Anna in Neuß mit ihren vorbildlichen Schwestern und ihrem tüchtigen Dechant Liedmann haben Neusatzeck bis zur Stunde in bester Erinnerung behalten.

### 23. Die verbannten Elsässer.

Wir erstaunten nicht wenig, als eines Tages Auto um Auto anrollte und ganze Familien ablud. Die Leute kamen aus dem Schwabenland, stammten aber aus dem Elsaß, die meisten aus der Gegend von Thann, von der schweizer Grenze und aus der Gegend zwischen Straßburg und Schirmeck. Sie kamen also in das zweite und dritte Lager. Wie die Slowenen stellten sie mit Genugtuung fest, daß mitten im Lager eine Kirche steht. In Gruppen umstanden sie mich und erzählten mir ihre Schicksale. Ihre Männer und Söhne hatten bei Kriegsausbruch im französischen Heer gekämpft, waren dann in die Heimat zurückgekehrt, weil man ihnen deutscherseits zugesichert habe, eine Verpflichtung für das deutsche Heer käme nicht in Frage. Mit der zunehmenden gespannten deutschen Kriegslage wurden die Elsässer aber immer mehr aufgefordert, sich freiwillig beim deutschen Heer zu melden. Sobald nun ihre Söhne und Männer gemerkt hätten, daß aus der Freiwilligkeit Zwang werde, hätten sie heimlich ihr Heil über der schweizerischen und französischen Grenze gesucht. Die Angehörigen sollten diese Flucht bitter büßen müssen. In wenigen Stunden wurden diese Familien durch SS-Formationen in Haft genommen, ihr Hab und Gut enteignet und sie selbst in Lager diesseits des Rheines gebracht. Sie sagten, wenn sie nicht Kirchen und Priester gefunden hätten, die sich ihrer annähmen, hätten sie ihr schweres Los wohl kaum ertragen können. Wir gaben ihnen am Sonntag einen eigenen Gottesdienst zu einer Zeit, da der Lagerführer meist nicht da war oder nichts einwenden konnte, nämlich abends um ½6 Uhr. Die Kinder erhielten Religionsunterricht und allen wurde reiche Gelegenheit für den Sakramentenempfang gewährt. Schwieriger war die Sorge um die Kranken. Wir durften ja das Lager nicht betreten. In einem Fall schleppten die

Angehörigen den Patienten in die nahe gelegene Sakristei, wo er dann versehen wurde; in anderen Fällen gelang es, den Kranken durch die Pflegerinnen in das Krankenrevier (mein Pfarrhaus) schaffen zu lassen. Dorthin konnten wir von der Kirche aus durch einen überdeckten Gang ungesehen kommen. Auf Umwegen erhielten die Leute von ihren Angehörigen und Verwandten im Elsaß Lebensmittelkarten und Pakete, so daß sie etwas zusetzen konnten. Sie erhielten auch Nachricht über den Verbleib und das Schicksal ihrer geflüchteten Söhne und Männer. Ein junger Mann, der im Beruf Beamter gewesen war, kam vom Bruchsaler Zuchthaus hierher. Er stellte sich bei mir vor und erzählte mir in ergreifender Art, wie er verurteilt wurde, weil er den Aufenthalt seines Bruder nicht verraten hatte; wie er im Laufe eines Jahres durch ein Dutzend Gefängnisse gewandert war, bis er nach Bruchsal kam. Er sah sehr bleich und angegriffen aus. Er fand hier unter der Bevölkerung Helfer und Wohltäter. Die Bevölkerung war gegen die Elsässer gut und entgegenkommend, weil man viele von ihnen täglich beim Gottesdienst sah. Oft schauten sie sehnsüchtig über den Rhein hinüber, besonders wenn das Straßburger Münster mit seiner dunklen Silhouette am Horizont hervortrat. Ich tröstete sie dann mit ihrer baldigen Heimkehr. Eine Familie hatte mehrere geistliche Söhne. Einer derselben, der in Mühlhausen Kaplan war, konnte die Eltern besuchen. Gerne hätte ich seinen Wunsch erfüllt und die Eltern privat untergebracht, aber mit dem Lagerführer konnte man über diesen Punkt überhaupt nicht reden. Er hatte am Anfang alle Zugänge zur Kirche bis auf den weitesten und unbequemsten versperren lassen. Erst im Winter gelang es mir, wieder einen näheren Zugang frei zu bekommen. Diese Herren von der Lagerführung hatten alle dieselbe Krankheit: sie konnten kein religiöses Zeichen sehen, sie konnten die Orgel und den Gesang nicht hören. Beim Kurhaus ist seit der Gründung von Neusatzeck das sog. Wolkenkreuz mit einer Ölbergsgruppe und ganz nahe beim Haus ein Brunnen mit einer künstlerischen Statue des hl. Bruders Konrad. Dieser Brunnen wurde vollständig zugemacht und vor das Wolkenkreuz stellte man eine hohe Bretterwand. Die Deutsch-Rumänen schimpften zwar über diese Maßnahme, aber sie rührten keine Hand zu ihrer Beseitigung. Die Slowenen sägten die Pfosten an, sodaß die Bretterwand wieder beseitigt werden mußte. Der hl. Bru-

der Konra  
seinem Ge  
und Balk  
sofort ein  
Statue ist  
Das Kind  
Lieder da  
Reiches i  
damit sie  
ja unter  
ten, hinte  
die eben  
schwer be  
Führer je  
er davon  
ganz mac  
in Alarm  
und Dach  
trauen ge  
ten kein  
bestärkt,  
Flieger v  
der Fein  
Anstreng  
bergische  
für schw  
das Lag  
HJ oder  
darüber  
der Erlö  
tags um  
zer vo  
Elsässer  
des rüh  
Es wur  
sten leb  
älteren  
ruhig w  
Familie  
elsässisc  
sonders  
und den  
letzten

der Konrad konnte erst beim Einzug der Neußer Kinder aus seinem Gefängnis befreit werden. Als die letzten Bretter und Balken fielen, stimmten die Schwestern und Kinder sofort ein begeistertes Lied zu seiner Ehre an. — Die schöne Statue ist ein Werk des Künstlers P. Valentin in Offenburg. Das Kinderheim und die Elsässer beteten und sangen ihre Lieder davor. Ich habe diese Kulturdenkmäler des Dritten Reiches in Schwarz- und Farbenfotografie aufgenommen, damit sie später nicht weggeleugnet werden können. Es gab ja unter uns wirklich naive Menschen, die im Ernst glaubten, hinter jeder Maßnahme müsse auch eine Untat stehen, die eben gesühnt werden müßte. Ja, es gab ehrliche aber schwer bekehrbare Idealisten, die überzeugt waren, daß der Führer jeder Ungerechtigkeit sofort steuern würde, wenn er davon wüßte. Diesen Menschen gegenüber war man oft ganz machtlos, weil eine deutliche Bemerkung die Gestapo in Alarm setzte. Und das Ende war gewöhnlich Gefängnis und Dachau. Die Elsässer müssen zu uns ein großes Vertrauen gehabt haben, denn sie erzählten uns alles und hatten kein Geheimnis. Wir wurden umgekehrt im Vertrauen bestärkt, daß der Aufenthalt dieser Leute die feindlichen Flieger von uns fernhalte. Als die Lage sich zuspitzte und der Feind immer näher rückte, machte die Lagerführung alle Anstrengungen, um die Insassen nochmals ins Württembergische wegzuschleppen, aber es blieb beim Wunsche. Dafür schwirrten immer wieder unheimliche Gerüchte herum, das Lager werde im letzten Augenblick von Mitgliedern der HJ oder des Werwolfs in die Luft gesprengt. Ich lachte darüber und beruhigte die Leute. Endlich kam die Stunde der Erlösung. Am 15. April, am Guthirtensonntag, vormittags um 1/29 Uhr erschienen die ersten französischen Panzer vor meiner Wohnung. Die französisch sprechenden Elsässer riefen „Vive la France!“ Es gab auch einige Szenen des rührendsten Wiederfindens zwischen Eltern und Kind. Es wurde ihnen die sofortige Heimkehr zugesagt. Die meisten lebten nun in einem begreiflichen Freudenrausch, die älteren und besonnenen Männer jedoch arbeiteten mit uns ruhig weiter. Durch eine verirrte Granate wurden in einer Familie vier Kinder getötet. Mit viel Verständnis halfen mir elsässische Männer einen kleinen Ehrenfriedhof anlegen. Besonders war es ein Zimmermann, der nie müßig sein konnte und den Schwestern half, wo er nur ein Bedürfnis sah. Am letzten Sonntag hielt ich ihnen die Abschiedspredigt. Ich

fal-  
les  
Vertrau-  
e

erinnerte sie an ihr Kommen, an die Heimat, die sie hier bei uns als Glaubensbrüder und Angehörige desselben alemannischen Volksstammes gefunden hätten, erinnerte sie an die schönen Stunden des Gottesdienstes, an die vielen Gelegenheiten, die sich ihnen dargeboten hätten, um im Läuterungsleid Gott näher zu kommen. Zum Schluß empfahl ich ihnen Dankbarkeit und Treue ihrem Gott gegenüber. In vielen Augen glänzten wieder Tränen. In zwei größeren Transporten fuhren sie der Heimat zu. Jetzt erst, d. h. nach der Flucht der Lagerleitung konnten wir das Haus besichtigen und waren entsetzt über das, was man den Leuten zugemutet in primitiver Lebensweise. Enge zusammengepfercht auf Strohsäcken mußten sie eine unaufhörliche und immer stärker werdende Wanzenplage über sich ergehen lassen. Die Wände sind zum Teil bis oben bespritzt. Einige Männer und Frauen zeigten mir ein Fräulein mit dem Bemerkens: „Die hat den Rekord erreicht im Wanzentöten, sie hat in einer Nacht 190 umgebracht.“ Auf einer Bettstelle stand in französischer Sprache: „Die Wanzen haben unsere Großmutter umgebracht.“ Das war die Kultur des Dritten Reiches.

## 24. Blutige Sühne.

Der 15. April 1945, der Guthirtensonntag wird in Neusatzeck nicht vergessen werden. Die deutsche Artillerie mußte in Kenntnis gesetzt sein, daß die französischen Panzer die Vorberge der Hornisgrinde erreicht hatten. Sie begann das ganze Gebiet zu bestreichen. Der Hauptgottesdienst war nur von den Schwestern und wenigen Nachbarnleuten besucht. Allerdings sausten die Granaten hoch über uns hinweg, waren sie doch für die Anmarschkolonnen des Feindes in der Ebene bestimmt. Um 11 Uhr kam ein Mädchen atemlos zu mir gelaufen, ich möchte doch schnell kommen, vor ihrem Haus sei eine Granate eingeschlagen und habe seine Geschwister getroffen. Ich nahm das heilige Öl und ging eilig auf die Höhe, während die Granaten fortwährend über uns hinwegpiffen. Glücklicherweise konnte ich eine Ärztin und eine Krankenschwester gleich mitnehmen. Als

wir das  
Sechs Ki  
ihrem B  
die 11j  
Herman  
Tochter  
Nachbar  
Hausgan  
Hause d  
und sei  
letzunge  
einen S  
Qualen  
ten Leu  
sterben  
der auf  
noch ni  
ner Hä  
notdürf  
kramen  
suchte  
wurde  
bereits  
Herma  
andere  
weilig  
interv  
ler ge  
Gesch  
der l  
dalen:  
Agnes  
zweite  
dern  
chen,  
Janua  
war. E  
die M  
ihre K

wir das Haus betraten, bot sich uns ein furchtbarer Anblick: Sechs Kinder lagen in drei aneinanderstoßenden Zimmern in ihrem Blute: der 14jährige Bruno, die 12jährige Annemarie, die 11jährige Magdalena, der 9jährige Franz, der 6jährige Hermann und das 4jährige Agneschen. Nur die älteste Tochter Katharina, die im Augenblick des Unglückes im Nachbarhaus weilte, blieb unverletzt. Annemarie hatte den Hausgang gekehrt, während ihre Geschwister vor dem Hause die „Könige aus dem Morgenland“ spielten. Bruno und sein Brüderlein Hermann hatten schwere Gehirnverletzungen, Annemarie hatte neben schweren Fleischwunden einen Splitter in den Leib erhalten, der ihr so furchtbare Qualen verursachte, daß sie den Vater und die herbeigeeilten Leute bat, ein gutes Vaterunser zu beten, daß sie bald sterben könne. Erst weilte ich einige Minuten bei Bruno, der auf dem Boden lag, ich konnte ihm die hl. Ölung aber noch nicht geben, da keine Stelle seines Gesichtes und seiner Hände blutfrei war. Nachdem die Ärztin Annemarie notdürftig verbunden hatte, spendete ich ihr das heilige Sakrament, das sie bei vollem Bewußtsein empfing. Dann versuchte ich es beim bewußtlosen Bruno. Nach einer Stunde wurde ich nochmals geholt. Bei meinem Eintreten fand ich bereits zwei Tote: Annemarie war um 12 Uhr gestorben und Hermann bald darauf. Der tapfere Vater half trotzdem die anderen Kinder verbinden, während die Granaten zeitweilig unheimlich über uns hinwegsausten. Kaum sah man unterwegs einen Menschen, die Leute hatten sich in die Keller geflüchtet. Das Haus Merz war von den Splittern des Geschosses förmlich durchlöchert. Abends starb auch Bruno, der lebensfrohe und gutmütige Junge. Franz und Magdalena kamen mit leichteren Verletzungen davon, die kleine Agnes wurde noch zweimal operiert und starb nach der zweiten Operation am 7. Mai 1945. Wir bereiteten den Kindern neben den verstorbenen Schwestern ein eigenes Plätzchen, das auch einmal die Mutter aufnehmen soll, die im Januar 1944 ihren sieben Kindern im Tod vorausgegangen war. Beim Tode dieser Kinder hieß es unwillkürlich überall: die Mutter hat ihre Kinder geholt, denn man wußte, daß sie ihre Kinder mit einer unvergleichlichen Liebe und Sorgfalt

112  
Ölung

zu erziehen bestrebt war. Ich bezeichnete diese vorzüglichen Kinder als Sühneopfer, die größeres Unglück von uns und unserer Heimat abgehalten haben. Zu diesen vier Kindern kam ebenfalls im Maimonat ein fünftes Opfer. Ein kleiner Erstkommunikant Herbert vom Zinken Schönbrunn fand eine Handgranate, die explodierte und den Kleinen am Kopf verletzte. Bei meinem Besuche sagte er treuherzig: „Ich wollte nur das Ringlein wegmachen.“ Wenige Tage später starb er und wurde im Grabe seiner Mutter beigesetzt. Dieses kleine Schönbrunn hat einen wesentlichen Teil der Sühne übernehmen müssen. Während des Krieges haben zwei Familien ihr Wohnhaus durch einen plötzlichen Brand verloren. Die Genehmigung zum Wiederaufbau erhielten sie nicht. Es wurde ihnen in allem Ernst nahegelegt, ins Elsaß zu ziehen. Sie stellten aber die Frage, wem das Haus im Elsaß gehöre oder gehört habe, in das sie nun einziehen sollten. Eine befriedigende Antwort erhielten sie nicht und weigerten sich deshalb, dorthin auszuwandern. Die eine Familie zog in ein altes, morsches Haus, die andere errichtete neben den Ruinen des alten Hauses eine Bretterhütte. Nach jenem blutigen Sonntag kam die Frau Sch von Schönbrunn weinend zu mir und sagte: „Sie haben unsere Hütte zusammengeschossen und das Vieh kaput gemacht.“ Ich fragte, wer das gemacht habe. Sie schilderte mir nun die Vorgänge. Ein Rest des Volkssturms war im angrenzenden Höhenwald. Als die feindlichen Panzer heranfuhr, hatte die Familie ihre Hütte verlassen, weil sie schon durch das deutsche Artilleriefeuer gefährdet und auch getroffen wurde. Als die französischen Panzer die Volkssturmmänner entdeckten, eröffneten sie ebenfalls ein scharfes Feuer. Die Kugeln hin und her trafen hundertfach die Hütte der kinderreichen Familie. Der schwerste Verlust war das getötete Vieh. Ich schaute mir den Kampfplatz einige Tage später an und sagte der Familie: „Sie haben bei allem Unglück noch eine besondere Gnade Gottes gehabt, sonst wäre keines mehr von Ihnen am Leben.“ Auf dem Rückweg stieß ich hundert Meter entfernt beim Waldeingang auf einen toten Volkssturmmann. Neben ihm lag eine Bescheinigung unterschrie-

ben von e  
ihre Gültig  
tag. Der I  
in der Schw  
am Ried.<sup>1)</sup>  
Kugel in d  
im Schatte  
grünem Re  
barten Leu  
tag nicht  
liegt, begr  
sischer O  
Sonntag in  
Im ganzen  
herum, di  
sichtslosen  
für die A  
in letzter

Blutige  
Das ganz  
worden, :  
die Zustä  
fuhr. Es  
konnte d  
einer au  
dann mu  
Schlimm  
Priester  
hat in  
vom Le  
nen Au  
diese La  
in die H  
Beschwer  
In Dach  
daß sie  
im beste

<sup>1)</sup> Karl

ben von einem Hauptmann der Konstanzer Garnison, die ihre Gültigkeit am 15. April 1945 verlor — an seinem Todestag. Der Mann war 46 Jahre alt, war geboren in Rorschach in der Schweiz, war verheiratet und wohnhaft in Überlingen am Ried.<sup>1)</sup> Am Guthirtensonntag morgen hatte ihn eine Kugel in die Brust getroffen. Nun lag er schon fünf Tage im Schatten der Tannen. Mitleidige Hände hatten ihn mit grünem Reis zugedeckt. Ich besprach mich mit den benachbarten Leuten und sagte ihnen: „Wenn der Tote bis Sonntag nicht geholt wird, werden wir ihn an der Stelle, wo er liegt, begraben.“ Gleich darauf erfuhr ich, daß ein französischer Offizier dagewesen und die Beerdigung für den Sonntag in Neusatz verordnet habe. Ich war froh darüber. Im ganzen Hornisgrindegebiet lagen zerstreut die Toten herum, die in unrichtiger Kenntnis der Lage einem aussichtslosen Kampf ihre letzten Kräfte weihten. Wie schwer für die Angehörigen zu erfahren, daß der Vater oder Sohn in letzter Stunde noch gefallen!

Blutige Sühne liegt in dem Wort Konzentrationslager. Das ganze deutsche Volk ist erschrocken und schamrot geworden, als es nach der Niederlage die volle Wahrheit über die Zustände in diesen von der SS beherrschten Lagern erfuhr. Es war wohl immer etwas durchgesickert, aber man konnte die Richtigkeit nicht nachprüfen, und wurde einmal einer aus Dachau oder einem ähnlichen Lager entlassen, dann mußte er schweigen wie ein Grab, sonst erlebte er noch Schlimmeres. Gestern erst habe ich einen befreundeten Priester gesprochen, der als Häftling in Dachau war. Er hat in ruhiger und sachlicher Weise ein anschauliches Bild vom Leben in diesem Lager entworfen. Ich gebe einen kleinen Auszug davon. Millionen von Menschen sind durch diese Lager hindurchgegangen. Es waren Leute, die einmal in die Hände der Gestapo geraten, nicht mehr herauskamen. Beschwerlich war schon die Beförderung nach Dachau. In Dachau selbst wurde den Häftlingen klar gemacht, daß sie aufgehört haben, Menschen zu sein, daß sie im besten Falle Nummern seien. Jeder wurde mit „Du“

<sup>1)</sup> Karl Nuber ist sein Name. Seine Frau wurde von uns benachrichtigt.

oder noch häufiger mit „du Saukopf“, „du Saupfaff“ angesprochen, umgekehrt mußte jeder, auch der jüngste SS-Mann vorschrittmäßig begrüßt werden. Befehle wurden erteilt, die nicht nur unsinnig waren, sondern jeder Menschlichkeit Hohn sprachen. Ein kleines Beispiel: Der Häftling mußte einen dreckigen Lappen vom Boden aufheben und im Munde kauen. Tut er es nicht sofort, dann bekommt er Tritte. Tut er es, dann wird er als Schwein verhöhnt. Damit keiner in Versuchung komme, zu entfliehen, werden ihm zuerst die Haare geschoren, dann wurde er in zebragestreifte Häftlingsuniform gesteckt. Rings um den Barackenblock<sup>1)</sup> ist eine mehrfache Einfriedigung, die mit Türmen unterbrochen ist. Der Stacheldraht war mit elektrischem Strom geladen. Außerdem knallten die SS-Männer auf den Wachtürmen den Flüchtling mit Maschinengewehren zusammen. War einer außerhalb beschäftigt, dann schien ein Fluchtversuch eher Aussicht auf Erfolg zu bieten. Nicht selten wurde der Flüchtling jedoch sehr rasch eingeholt. Dann wurde er mit einem großen Plakat durch das Lager geführt, auf welchem zu lesen war: „Hurra, ich bin wieder da!“ Dann erhielt er 25 Streiche<sup>2)</sup> auf den bloßen Leib mit einer Art Ochsensehne, wobei er selber zählen mußte. In den Baracken war das Leben sehr eng, drei Strohsackbetten waren übereinander. Es gab auch Revierstationen, die indes gefürchtet waren, denn das Krankmelden galt oft als Arbeitsflucht und wurde bestraft. Man ließ den Mann einen ganzen Tag ohne Essen in der Sonnenhitze stehen. Eine Ausnahme gab es insofern, weil die Aufsicht über Kranke wieder in den Händen von Häftlingen war. Gelang es diesen zu schmieren, dann ging es gut. Unser Berichterstatter hatte z. B. für 45 Zigaretten ein Stück Brot erstanden.

Die Geistlichen hatten eine Kapelle, in welcher jeden Morgen ein Priester die hl. Messe feierte und den andern die hl. Kommunion reichte. Am Sonntag konnten sie ein

<sup>1)</sup> Nicht der Block, sondern das ganze Lager war von einem tiefen Graben, dann von einem Stacheldraht umgeben, der elektrisch geladen war, dann kam die Mauer. Die Mauer war oben ebenfalls mit Stacheldraht versehen. Alle 300 Meter war ein Turm. Hier befanden sich die SS-Mannschaften mit Maschinengewehren.

<sup>2)</sup> In der ersten Zeit gab es 50 Streiche, in der letzten Zeit wurde mit einem Stock geschlagen.

Hochamt r  
Kapelle m  
die hl. Me  
4 Uhr auf  
machen. Se  
der hl. Me  
Appell, da  
Nacht steh  
Das Essen  
gestalten z  
schlecht g  
gertelepho  
zubrüllen  
Stunde ur

Das E  
mußte be  
einem B  
Pflug, al  
mußten  
kamen s  
nicht die  
ten Herr  
die nass  
stand d  
mit ein  
durfte?  
das Be  
Strafe  
oder K  
Es ka  
rohe F  
Der H  
kauten  
Sonner

<sup>1)</sup> Da  
Schikanen  
<sup>2)</sup> Die  
Eine verr  
<sup>3)</sup> Die

Hochamt mit Predigt halten. Wie die Einrichtung einer Kapelle möglich wurde, entzieht sich meiner Kenntnis. Um die hl. Messe halten zu können, mußten sie morgens um 4 Uhr aufstehen und sich in einer Viertelstunde parat machen. Sehr ungemütlich waren die Appelle morgens nach der hl. Messe und besonders abends. Fehlte ein Mann beim Appell, dann mußten sie stundenlang, ja mitunter die ganze Nacht stehen bleiben. Eine Schinderei war das Essenholen. Das Essen selbst war derart, daß die Menschen zu Elendsgestalten zusammenschmorten. War einer der Maßgebenden schlecht gelaunt, dann gab es statt des Essens das sog. Lagertelephonieren. Es mußte einer dem andern einen Befehl zubrüllen und dieser Nachrichtendienst wurde dann eine Stunde und darüber geübt.<sup>1)</sup>

Das Ermüdende bei der Arbeit war die Methode. So mußte beim Jäten oder bei andern Feldarbeiten stets mit einem Bein knieend geschafft werden. Es gab keinen Pflug, alles mußte umgespatet werden. Die Fuhrwerke mußten von den Häftlingen gezogen werden u. a. m. Oft kamen sie ganz durchnäßt in ihre Stuben zurück, konnten nicht die Kleider wechseln, sondern mußten im regenfeuchten Hemd auf dem Strohsack liegen und am andern Morgen die nassen Kleider anziehen. Eine schlimme Schikane bestand darin, daß man nur zu bestimmten Stunden und nur mit einer Karte die primitiven Lokalitäten benutzen durfte.<sup>2)</sup> War die weiße Flagge<sup>3)</sup> nicht gehißt, dann war das Betreten und Benützen ohne Strafe nicht möglich. Die Strafe bestand darin, daß einer den ganzen Tag in der Hitze oder Kälte knien mußte, ohne die mindeste Erleichterung. Es kam vor, daß einer dabei erwischt wurde, wie er eine rohe Kartoffel verzehrte. Die Folge war eine Tracht Prügel. Der Hunger war bisweilen so groß, daß Häftlinge Gras kauten. Unser Priester erzählte uns, daß die Körner der Sonnenblumen und der Maiskolben besondere Leckerbissen

<sup>1)</sup> Das Lagertelephonieren war eine allgemeine Einrichtung, die aber auch zu Schikanen benützt werden konnte.

<sup>2)</sup> Die Zeit für die Benützung der Lokalitäten war von 8 - 12 und 2 - 4 Uhr, Eine verrückte Anordnung, die sich bei Ruhr katastrophal auswirken mußte.

<sup>3)</sup> Die weiße Flagge war ein schmutziger Fetzen.

gewesen seien. Erschöpfung durfte es nicht geben, das galt als Verstellung. Auch dafür gab es nur harte und grausame Strafen. Man trat den Leuten, die am Boden lagen, auf die Hände, bis das Blut herausspritzte. Man überschüttete sie mit Wasser, ließ sie trocken werden und wiederholte die Prozedur. Wenn einer umfiel, so konnte man damit rechnen, daß er an diesem Tage sterben werde, so sehr riß man sich zusammen, um den Quälereien zu entgehen. Die sogen. kleinen Strafen verlängerten die Lagerhaft um Monate, die großen Strafen um Jahre. Eine kleine Strafe war Sonntagsarbeit bei Nahrungsentziehung. Gewöhnlich dauerte diese Strafe 6 Sonntage. Zu den großen Strafen zählte die bereits angeführte Auspeitschung, die bisweilen vor allen vorgenommen wurde. War einer blutig geschlagen, dann wurde er mit Jod eingepinselt. Die gefürchtetste Strafe war das Hängen. Der Betroffene wurde so in die Höhe gezogen, daß die Füße nicht ganz den Boden berührten. Kamen die Füße durch die Körperschwere auf den Boden, dann wurde wieder gezogen. Wurde der Gequälte nach einer Stunde wieder freigelassen, dann konnte er mit seinen Armen nichts mehr anfangen, sie waren gelähmt. Dazu kam Dunkelarrest, bei welchem die ersten drei Tage nichts zu essen verabreicht wurde. Kraut und Steckrüben waren hernach die Kost. Es gab außerdem Strafen und Entehrungen, die wir aus Gründen des Anstandes nicht anführen können, Ausgeburten einer satanisch-schmutzigen Phantasie. Mancher hat 48 Tage Dunkelarrest durchgemacht.

Man kann sich vorstellen, was dieses Leben und diese Behandlung für feinfühlige, geistig hochstehende Menschen bedeutete. Unser Berichterstatter war zusammen mit dem ehemaligen Reichstagsabgeordneten Jost, mit Pfarrer Niemöller<sup>1)</sup> dem erfolgreichen U-Bootskommandanten des ersten Weltkrieges, mit einem polnischen Bischof, einem tschechischen Oberst<sup>2)</sup>, einem Bürgermeister von Wien, mit dem Jesuiten-

<sup>1)</sup> Pfarrer Niemöller war in einem Ehrenbunker, wo nicht gearbeitet werden brauchte,

<sup>2)</sup> Ein anderer Häftling spricht von einem Tschechischen General. Es ist wohl dieselbe Persönlichkeit.

pater Ler  
Büchleins  
ten und  
Priester  
Mit eine  
gesorgt,  
gespende  
spendung  
verfolgu  
miteinan  
Felde dr  
tenich u  
geben ka  
zuhalten  
wesen  
gefange  
lichen S  
Los de  
immer  
sind se  
hoched  
Von 1  
846 si  
der K  
Ku  
kaplan  
diese  
von  
gegeh  
entst  
nach  
port  
Beda  
sagte  
deuts  
sen.“  
<sup>1)</sup>  
Es war  
Gestapo  
er mit  
schieden

pater Lenz, dem Verfasser des glänzenden astronomischen Büchleins „Die Himmel rühmen“, endlich mit dem bekannten und beliebten P. Kentenich von Schönstatt. Für die Priester in Dachau war das religiöse Leben das Wichtigste. Mit einem erstaunlichen Erfindungsgeist haben sie dafür gesorgt, daß der Gottesdienst gehalten und die Sakramente gespendet werden konnten. Die Form der Sakramentspendung erinnert lebhaft an die Zeit der ersten Christenverfolgung. Sie bildeten kleine religiöse Gruppen, beteten miteinander bei der Arbeit, ja sie hörten einander auf dem Felde draußen Beicht. Es gelang ihnen sogar, daß P. Kentenich und andere abends gemeinsame Betrachtungspunkte geben konnten. Sie unterstützten sich gegenseitig, um durchzuhalten oder heroisch zu sterben. Ergreifend muß es gewesen sein, wenn sie abends miteinander ihren Mitgefangenen und ihren Lieben in der Heimat den priesterlichen Segen spendeten. Es soll noch erwähnt sein, daß das Los der Priester durch Zuwendungen des Heiligen Vaters immer wieder in etwa gemildert werden konnte. Trotzdem sind sehr viele den Quälereien erlegen, unter ihnen auch der hochedle Monsignore Dr. Feurstein von Donaueschingen.<sup>1)</sup> Von 1643 polnischen Priestern sind 797 übrig geblieben. 846 sind mithin in Dachau gestorben. Die blutige Sühne der Konzentrationslager wird gewiß ihren Segen bringen.

Kurz darauf erhielt ich Besuch von einem früheren Mitkaplan, der vier Jahre in Dachau zubringen mußte. Er las diese Zeilen durch, bestätigte sie und gab mir eine Reihe von Einzelergänzungen, die ich anführen will, wie er sie gegeben, wenn auch dadurch da und dort eine Wiederholung entstehen mag. Auf meine Frage, warum der Transport nach Dachau so lange dauerte, sagte er mir: „Dieser Transport geschah in Gefängniswagen und diese wurden nach Bedarf an die Züge angehängt. In Dachau angekommen, sagte der Lagerführer ihm und seinen Kameraden: „Das deutsche Volk hat euch aus seiner Gemeinschaft ausgeschlossen.“ Dann begann die übliche Schimpferei, wie sie in den

<sup>1)</sup> Monsignore Dr. Feurstein war am 22. Juni 1942 nach Dachau gekommen. Es war die Zeit der schlimmsten Hungermonate. Anfangs 1942 wurde er von der Gestapo verhaftet und wenige Wochen nach seiner Einlieferung in Dachau starb er mit dem Wunsche, dem Volke durch seinen Tod die christliche Glaubensentschiedenheit wiederzugeben.

vorangehenden Zeilen erwähnt wurde. Am wenigsten werden sie diese Strafe empfunden haben : daß sie den Hitlergruß nicht bieten und keine Hitlerlieder singen durften. Besonders schlimm waren die Jahre 1939 und 1940. Die Häftlinge aus dieser Zeit erzählten schauerliche Dinge. Alles, was angeordnet wurde, war widersinnig. Wie soll man es z. B. begründen, daß den Häftlingen nicht bloß die Kopfhaare, sondern die Haare am ganzen Körper weg-rasiert wurden? Den Russen und Italienern wurde die sogenannte „Hitlerallee“ geschnitten, d. h. die Haare auf dem Kopf wurden von vorn nach hinten in der Mitte einige Millimeter kürzer geschoren als rechts und links. Als die weißblauen Zebra Kleider knapp wurden, bekamen viele Häftlinge die Zivilkleider „gestorbener“ Häftlinge, besonders der Juden. Auf den Rücken wurde mit roter Farbe KL gemalt, auch an die Hose bekamen sie den „Generalstabsstreifen“. Manche Häftlinge verkauften solche Zivilkleider an die Bevölkerung, um damit Lebensmittel einzutauschen. Deshalb ließ die Lagerführung in den Rücken des Rockes Löcher machen, die dann mit einem andersfarbigen Tuch verdeckt wurden. Dasselbe wurde bei der Hose gemacht. So entstand ein Schandkleid. Auf dem Kleid und zwar auf der linken Brustseite trug jeder die Nummer. Unter der Nummer war ein Winkel von Farbstoff. Die politischen Häftlinge hatten einen roten Winkel, die Berufsverbrecher einen grünen, die asozialen einen schwarzen, die Bibelforscher einen violetten, die Juden hatten einen gelbweißen mit dem Judenstern versehenen Winkel. Der Priesterblock war mit einem Stacheldraht umgeben, damit sie ganz isoliert waren. Bis zuletzt wurden alle, Priester und Laien, verbrannt. Als die Kohlen knapp wurden, bestattete man die Toten in Massengräbern. Die Asche wurde in einen größeren Behälter geworfen. Wenn Angehörige die Asche wünschten, schöpfte man aus diesem Behälter die erforderliche Quantität in die kleine Urne. Eine Ausnahme gab es, wenn man die Capos (Leiter von Abteilungen, die aus Häftlingen genommen waren) schmieren konnte. Der badische Pfarrer Fränznick, der nicht bei einem Massensterben das Leben

lassen m  
brannt.

Wir s  
Flüchtlin  
haftung  
versuch  
Qual de  
waren fü  
waren in  
an Man  
noch vie  
mußte,  
bunden,  
dieser P  
Kranke  
hat mit  
Dieser  
Unter  
kam.  
führer

Die  
der k  
ganze  
Kesse  
Essen  
die P

Z  
Pries

In  
geste  
Son  
tage  
ling  
Stun  
das  
Straf  
samm  
am S

wenigsten  
den Hit-  
durften.  
1940. Die  
e Dinge.  
Wie soll  
t bloß die  
per weg-  
ie die so-  
e auf dem  
tte einige  
Als die  
nen viele  
besonders  
Farbe KL  
neralstabs-  
ivilkleider  
utauschen.  
ies Rockes  
igen Tuch  
e gemacht.  
i zwar auf  
Unter der  
politischen  
verbrecher  
Bibelfor-  
gelbweißen  
riesterblock  
anz isoliert  
aien, ver-  
te man die  
n größeren  
wünschten,  
iche Quan-  
wenn man  
tlingen ge-  
he Pfarrer  
das Leben

lassen mußte, wurde nach seinem Tode auch einzeln ver-  
brannt.

Wir sprachen schon einmal von der Behandlung der  
Flüchtlinge. Welche Bosheit liegt darin, daß bei der Ver-  
haftung und Zurückführung eines Häftlings, der einen Flucht-  
versuch unternommen hatte, die Lagermusik spielte, um die  
Qual des Gefolterten recht groß zu machen. Die Stuben  
waren für 60—80 Mann eingerichtet. In den letzten Wochen  
waren in einer einzigen Stube 375 Priester. Man lag Mann  
an Mann auf den Strohsäcken. Bei den Russen war das  
noch viel schlimmer. Wenn einer in der Nacht austreten  
mußte, war dies mit argen Störungen und Plagereien ver-  
bunden, weil er über mehrere hinwegsteigen mußte. Auch  
dieser Priester berichtet, wie die Pfleger in den Revieren den  
Kranken vielfach das Essen wegnahmen. Ein Oberpfleger  
hat mit seinen Spritzen viele Kranke ins Jenseits befördert.  
Dieser Oberpfleger machte in Krankheitsfällen auch die erste  
Untersuchung und davon hing es ab, ob einer ins Revier  
kam. Wenn er nicht wollte, bekam der Kranke vom Lager-  
führer höchstens einen Tritt.

Die Geistlichen waren bis März 1942 im allgemeinen von  
der körperlichen Arbeit befreit. Sie mußten aber für das  
ganze Lager das Essen beiholen. Das Tragen der schweren  
Kessel war auch eine mühsame Arbeit. Später konnte das  
Essen gefahren werden. Vom Frühjahr 1942 an wurden  
die Priester ohne Unterschied zu jeder Arbeit herangezogen.

Zu den bereits angeführten Strafen bemerkte dieser  
Priester :

Im Winter wurden Häftlinge bisweilen unter eine Tusche  
gestellt und dann hinausgestellt in die Kälte. Wer zur  
Sonntagsarbeit verurteilt wurde, mußte auch auf das Mit-  
tagessen verzichten. Eine andre kleine Strafe: Der Häft-  
ling mußte sich durch den Schmutz wälzen und eine halbe  
Stunde später wieder sauber antreten. Nicht selten war  
das Strafexerzieren am Sonntag morgen. Die schwere  
Strafe des Aufhängens wurde an den auf dem Rücken zu-  
sammengebundenen Händen vollzogen. Die Opfer brachen  
am Schluß dieser Tortur ohnmächtig zusammen. Während

der Prozedur wurden manche mit Nadeln gestochen oder mit brennenden Zigarren traktiert. Im Arrest bekam man zwei Tage Wasser und Brot, dann ein Tag das Essen wie die andern, dann wieder zwei Tage Wasser und Brot usw. Es gab auch Fälle, wo man die Eingesperrten völlig verhungern ließ. Eine schwere Strafe war auch der Stehbunker. Das war ein kleiner Verschlag, in welchem man tagelang stehen mußte. Er erzählte dann einige Strafen, die ihm selbst zustießen. Einmal hatte er beim Mittagessen eine Kartoffel in die Tasche gesteckt, um an dem langen Nachmittag besser durchzuhalten. Unglückseligerweise war nach dem Essen Taschenrevision und zwar so, daß er seine Kartoffel nicht mehr wegwerfen konnte. Für dieses Vergehen erhielt er Ohrfeigen und 10 Tage Entziehung des Brotes. Einmal gingen sie an einem Wegkreuz vorbei und nahmen vor dem Kreuz ihre Kopfbedeckung ab. Unter gotteslästerlichen Schmähungen schlug ihm der Capo mit einer Rute über den Kopf, daß man die Striemen lange sehen konnte. Wieder einmal mußten sie Körbe tragen. Der Befehl lautete: Immer zwei Häftlinge tragen drei Körbe. Am Schluß blieb ein Korb übrig. So nahm er diesen einen Korb und trug ihn weg. Als der Capo dies sah, warf er ihn auf den Boden und trat auf ihm herum, weil er gegen seinen Befehl gehandelt habe. Es gab in Dachau noch eine eigene Strafkompagnie. Wer da hineinkam, wurde noch schlechter behandelt und bekam noch weniger zu essen, durfte keine Briefe empfangen und nur alle Vierteljahre einmal schreiben. Diese Sträflinge mußten schwer arbeiten in der Sandgrube und zwar sonntags wie werktags. Bis 1941 kam jeder Geistliche zuerst eine Zeitlang in die Strafkompagnie.

Von den prominenten Persönlichkeiten, die in Dachau waren, nannte er unter anderen auch den Caritas-Bibliothekar Auer in Freiburg, einen Domkapitular aus München, den Adjutanten des ermordeten Erzherzogs Ferdinand von Österreich, den Sekretär bei der Botschaft in Prag, den Bruder der Kaiserin Zita, Prinz von Bourbon-Parma, einen Prinzen aus dem Hause Hohenzollern, verschiedene Äbte, darunter der Erzabt von Emmaus, der auch dort starb. Er wurde verhaftet bei der Ermordung Heiderichs. Weiter

nannte  
neten U  
beitet l  
Freibur  
ich sch  
weil er  
christlic  
men u  
lung st  
Pflege  
er sell  
zwischen  
zu sein

Die  
Invalid  
sogena  
war.  
aber  
steckt  
werde  
porte  
über  
Typh  
fund  
blieb

I  
Dach  
laut  
Vat  
ver  
rei  
ein  
pri  
dur  
kon  
eine  
hatt  
tesd  
auch

nannte er den Benediktinerabt von Metten, den Abgeordneten Ulitza, der soviel für das Deutschtum im Osten gearbeitet hatte. Von den etwa 22 Priestern der Erzdiözese Freiburg starben 5 in Dachau. Den Jesuitenpater Lenz habe ich schon genannt. Er kam noch in die Strafkompagnie, weil er im Lager ein kleines Werk geschrieben hatte über christliche Lebensführung. Das Werk wurde ihm abgenommen und wahrscheinlich vernichtet. Trotz dieser Behandlung stellte sich P. Lenz freiwillig zur Verfügung für die Pflege der an Fleckfieber erkrankten Häftlinge. Bald bekam er selber die gefährliche Krankheit und schwebte lange zwischen Leben und Tod. Kaum genesen ging er wieder zu seinen Kranken.

Diese menschenunwürdige Behandlung machte viele zu Invaliden. Von Zeit zu Zeit kamen diese Leute auf den sogenannten Invalidentransport, der allgemein gefürchtet war. Sie wurden dem Scheine nach abtransportiert, kamen aber wieder zurück und wurden in die Gaskammer gesteckt, wo sie starben, um dann haufenweise verbrannt zu werden. Auch Priester waren unter diesen Invalidentransporten. Im Januar, Februar und März 1945 sind in Dachau über zehntausend gestorben an Hunger, Fleckfieber und Typhus. Die Amerikaner haben 48 Wagen mit Leichen gefunden, die von auswärts kamen und in Dachau stehen blieben.

Ich fragte meinen einstigen Mitkaplan, wie sie denn in Dachau zu einer Kapelle gekommen seien. Die Antwort lautete: Das geschah durch die Vermittlung des Heiligen Vaters im Jahre 1941. Damals wurden alle Priester in den verschiedenen KZ-Lagern nach Dachau verbracht, etwa 120 reichsdeutsche und 2500 polnische. Die Kapelle bestand aus einer Stube und einem Schlafsaal. Anfangs war sie äußerst primitiv und arm, aber die Kunstsinnigkeit und der Erfindungsgeist der Häftlinge, verbunden mit dem Entgegenkommen des kath. Pfarramtes Dachau schuf mit der Zeit eine Ausstattung, die durchaus würdig war. Die Priester hatten auch einen mehrstimmigen Chor für feierlichen Gottesdienst gebildet. Es waren bedeutende Musiker da und auch ein Harmonium vom Pfarrer in Dachau. Ein badischer

Priesterhäftling stiftete einen Kelch. Anfangs durfte nur einer zelebrieren. Gegen Ende 1943 wurde abgewechselt. Die Lagerführung merkte das gar nicht. In der letzten Zeit wurde am Sonntag von morgens bis abends zelebriert. In der zweiten Hälfte 1944 war auch ein französischer Bischof als Häftling in Dachau. Er begegnete dort einem deutschen Diakon, der in Freiburg studiert hatte und nun durch eine Lungenkrankheit dem Tode entgegenging. Nach den nötigen Vorbereitungen weihte der französische Bischof den deutschen Diakon Ende 1944 zum Priester und am Stefans-tag wurde im Priesterblock eine feierliche Primiz gefeiert. Wahrscheinlich waren die Priesterweihe und die Primiz der Lagerführung entgangen. Der Neugeweihte starb vor dem Kriegsende. Den findigen Köpfen waren die Tyrannen von Dachau doch nicht gewachsen. So konnten Fastenpredigt, Maipredigten und Exerzitienvorträge gehalten werden, den an der hl. Messe verhinderten wurde die hl. Kommunion heimlich auf die Arbeitsstätte gebracht. Dagegen konnte nicht verhindert werden, daß namentlich im Anfang der Gottesdienst gestört wurde durch das Kommando: Alles antreten! Aber die Geistlichen erreichten es, daß sie eine halbe Stunde früher aufstehen durften und um diesen Preis konnte auch diese Störung beseitigt werden.

Zum Schluß sei auch noch das Ende des Lagerinspektors Weiß angeführt. Dieser Mann war einer der wenigen, der die Leute in den Lagern menschlich behandeln wollte. So hatte er bei verschiedenen Inspektionen Grausamkeiten abgestellt und verboten. Den letzten Befehl Himmlers, die Häftlinge zu verschleppen, zögerte er hinaus, um die Häftlinge beim schnellen Vorrücken der Amerikaner zu retten. Der Lagerführer Rupert erfuhr dies, kehrte nach dem ersten Marschtag um und erschob Weiß in seiner Wohnung in Dachau.

So ist es jedem ergangen, der einen Protest wagte.

## 25. Der böse Geist.

Der böse Geist, der das deutsche Volk in die Wüste seines heutigen Unglückes hineingetrieben hat, ist Hitlers

Buch  
ich in  
lesen,  
Ekel.  
von ei  
dieses  
Evang  
wieder  
ich no  
und d  
Wider  
größte  
kenne  
sind v  
sem I  
nach  
das I  
mit  
vom  
5 200  
gebl  
Ans  
tiefi  
Lex  
Wic  
ein  
He  
Bu  
„t  
kc  
K  
ar  
St  
ta  
re:  
für  
wi  
ist  
Spr  
erz

Buch „Mein Kampf“ gewesen. Merkwürdigerweise konnte ich in diesem Buch nie wie in andern Büchern stundenlang lesen, es überkam mich immer etwas wie Unwille und Ekel. Schon während meiner Tätigkeit in N. erhielt ich von einer katholischen Frau in Konstanz die Aufforderung, dieses Buch zu lesen, das diesem Schwarmgeist wie ein Evangelium vorkam. Immer wieder versuchte ich es, immer wieder legte ich es verstimmt aus der Hand. Später hatte ich noch einen anderen Grund, es nicht zu lesen. Der Inhalt und die Sprache mußte einen denkenden Menschen zum Widerspruch reizen. Wehe aber dem, der es wagte, dem größten Genie des 20. Jahrhunderts zu widersprechen. Ich kenne geistliche Mitbrüder, die ins Zuchthaus gewandert sind und ins Konzentrationslager, weil sie Auszüge aus diesem Buch machten und sie andern zum Lesen gaben. Erst nach dem Zusammenbruch des Tyrannensystems nahm ich das Buch zur Hand und verglich seine großspurigen Kapitel mit dem Resultat des 8. Mai 1945. Es war die Ausgabe vom Jahre 1939, von der behauptet wurde, daß sie das 5 200 000. Exemplar enthalte. Es ist mir immer unerklärlich geblieben, warum soviel deutsche Männer und Frauen beim Anschauen des Titelbildes und beim Lesen des Buches nicht tiefinnerlich erschrocken sind. Dieses Buch ist zunächst ein Lexikon der Schimpfwörter, dann ein Buch der endlosen Widersprüche, es ist das Buch eines echten Demagogen, der eine krankhafte fixe Idee von einer höchsten Rasse eines Herrenvolkes in sich trug. (438) Einige Beispiele aus dem Buch als Beleg. Es finden sich Ausdrücke darin wie „tränenreiche pazifistische Klageweiber“, „beamteter Schafskopf“, „Bettuch der schmachvollsten Prostitution“, „politische Knirpse“, „Revolutionswanzen“, „simpelhafter höherer Beamter“, „parlamentarische Strauchdiebe“, „habsburgischer Staatskadaver“, „deutsche Schafskopfspieler“, „parlamentarische Strohköpfe“, „kanaillelose Führerkreaturen des Jahres 1918“, von der weißen Farbe sagt er höhnisch, sie passe für keusche Jungfrauenvereinigungen. Dann spricht er wieder von Mißgeburten zwischen Mensch und Affe. Das ist nur eine kleine Blütenlese. Und mit einer solchen Sprache will er das deutsche Volk zu den höchsten Idealen erziehen, will eine Bewegung schaffen, die die Absicht hat,

eine Welt einzureißen und eine neue an ihre Stelle zu bauen. (651) Mit einer solchen Sprache glaubt er, daß sich zu seinem Kampfe nur die besten Kämpfer finden werden. (441) Wenn nicht religiöse Gründe und feines Anstandsempfinden zur Ablehnung dieses Buches geführt hätten, dann hätte eine andere Tatsache dazu führen müssen, nämlich die grenzenlose Verdummung des Volkes. Ich habe wenigstens 25 Stellen dieser Art festgestellt, es sind aber deren mehr. Er spricht von der geringen Denkfähigkeit der breiten Masse, von ihrer Trägheit, von der Majorität als Vertreterin der Dummheit und Feigheit, von der alles eher als geistreichen Wählerschaft, von der Abneigung der Masse gegen jedes überragende Genie, den deutschen Reichstag nennt er eine parlamentarische Schwätzervereinigung, das Volk in seiner überwiegenden Mehrheit nennt er feminin (weibisch) veranlagt, die Feldbriefe der Frauen an ihre Männer und Söhne bezeichnet er als Gift, das gedankenlose Weiber zu Hause zusammenfabrizierten. Ja, er versteigt sich zu der Behauptung: „Die sinnlosen Briefe mancher Frau kosteten in der Folgezeit hunderttausenden von Männern das Leben.“ Wenn die dummen Briefe der Frauen schuld waren am Tode hunderttausender von Männern im ersten Weltkrieg, wer nimmt die Schuld und Verantwortung für den Tod von Millionen von Männern, Frauen und Kindern im zweiten Weltkrieg auf sich? Dieser Krieg ist doch von der intelligentesten Führung geleitet worden! Seine Einschätzung des Volkes offenbart auch folgender Satz: „Die breite Masse eines Volkes fällt bei der primitiven Einfalt ihres Gemütes einer großen Lüge leichter zum Opfer als einer kleinen.“ Man könnte fast versucht sein, Hitler beizupflichten, denn das deutsche Volk ist der großen Lüge seines Buches, seiner Weltanschauung und seiner Freunde zum Opfer gefallen, aber nur am Anfang, später hätte es sich aus diesem Lügengewebe befreit, wenn nicht ein unheimlicher Terror (hier ist dieses Wort am Platz) ihm diese Befreiung unmöglich gemacht hätte. Manchmal überträgt er sein Urteil auf die ganze Menschheit und ereifert sich über die granitene Dummheit unserer Menschheit, ja einige Zeilen später (414) stellt er eine verbrecherische Dummheit fest. Ist es nicht ein starkes Stück, wenn es Seite 596 heißt:

„Million  
sinn nac  
In der F  
nung ha  
Vergebli  
ten bau  
zu mim  
schen V  
heit ab  
letzte S  
ihn etw  
ist seit  
aber an  
schlecht  
hat, da  
solchen  
wie er  
Führer  
wie di  
flüge  
seine  
Dumn  
stehen  
köpfe  
überh  
nen I  
gesch  
Alter  
war  
ster  
ten  
die  
erei  
Schv  
Ges  
„heil  
wasc  
E  
und  
und

„Millionen deutscher Dummköpfe plapperten dann diesen Unsinn nach, ohne auch nur eine blasse Ahnung zu haben...“ In der Besprechung der Südtirolerfrage will er eine Abrechnung halten mit jenem allerverlogenen Pack, das auf die Vergeßlichkeit und Dummheit unserer breitesten Schichten bauend, sich hier anmaßt, eine nationale Empörung zu mimen... Er nennt die Charakterlosigkeit des deutschen Volkes seit sechs Jahren eine „tieftraurige, die Feigheit aber manches Mal himmelschreiend.“ (S. 713) Dieser letzte Satz bekäme wohl seinen richtigen Inhalt, wenn man ihn etwa so formte: „Die Charakterlosigkeit unserer Führer ist seit 12 Jahren eine tieftraurige gewesen, ihre Feigheit aber am Ende himmelschreiend.“ Wenn ein Mann eine solche schlechte Meinung von einem Volk und seiner Intelligenz hat, dann wundert man sich nur, wie er um die Gunst eines solchen Volkes mit allen raffinierten Mitteln werben kann, wie er ausrufen kann: „Ich bin namenlos glücklich, der Führer des deutschen Volkes zu sein!“ Man wundert sich, wie dieses „saudumme Volk“ auf die höchsten Gedankenflüge seines genialsten Führers einging und ihm bis zu 98% seine Stimme gab. Wenn im deutschen Volk Millionen Dummköpfe herumliefen, dann kann ich weiter nicht verstehen, daß der Führer eines Volkes sich von diesen Dummköpfen mit „Heil Hitler“ grüßen läßt. Ich würde mir das überhaupt verbitten, daß jeder fragwürdige Mensch meinen Namen mit dem Gruß verbindet. In der ganzen Weltgeschichte wird sich kaum ein Seitenstück finden, nur im Alten Testament findet sich einmal ein „Heil David“. Es war ein Kriegsoberst, der in einer Stunde hoher Begeisterung seine Soldaten dem David übergab mit den Worten: „Dein sind sie, David, Heil, Heil Dir, und Heil denen, die Dir helfen.“ (In Chronik 12, 18.) Am Ende seines Buches ereifert er sich nochmals über die Trottelhaftigkeit, die Schwäche und Feigheit oder die durch und durch verlumpte Gesinnung der bürgerlichen Welt. Und diese Welt darf den „heiligen“ Namen des erlauchten Führers in ihren ungewaschenen Mund nehmen!

Ein böser Geist weht aus seinen Rassebetrachtungen und aus der Behandlung der Judenfrage, der er viele Seiten und endlose giftgeschwollene Bemerkungen widmet. Wo ich

nur immer bei wirklichen Denkern und Forschern die Rassenlehre nachgelesen habe, fand ich das Eingeständnis, daß die Rassenfrage viele ungelöste Probleme in sich schließt. Man vergleiche nur, was Erzbischof Dr. Gröber in seinem Handbuch der religiösen Gegenwartsfragen unter den verschiedenen Stichworten veröffentlicht hat. Hitler selbst löst das Rasseproblem viel einfacher. Er setzt das Sätzlein hin: „Was nicht gute Rasse ist auf dieser Welt, ist Spreu.“ Soll er nun Antwort geben, was gute Rasse ist, dann geht diese Antwort nur vom Materiellen und Stofflichen aus und muß dann zu Ergebnissen kommen, die der christlichen Auffassung vollkommen widersprechen. Es ist nur logisch, daß er die Missionierung der „niederen Rassen“ für Unfug und undeutsches Beginnen hält. Seine Anhänger schwören natürlich auf den sogenannten Schädelindex. Das ist das Verhältnis von Länge und Breite. Man setzt die stets größere Länge — 100 und ermittelt danach die prozentuale Breite. Ein Schädel, der 180 mm lang und 150 mm breit ist, besitzt nach der Formel  $180 : 100 = 150 : x$  die Indexziffer  $150.100 = 83.33$ .

180

Schädel, deren Index unter 75 liegen, die ein Viertel länger als breit sind, nennt man Langköpfe, zwischen 75 und 80 Mittelköpfe und über 80 Rund- oder Kurzköpfe. Als ich einmal beim Konsul Esser auf Besuch in Elberfeld weilte, machten wir uns ein besonderes Vergnügen daraus, die Besucher auf ihren Schädelindex zu untersuchen. Es war kein einziger Langkopf unter uns. Der Langschädel aber soll das Kennzeichen des Arier sein. Nun hat der deutsche Naturforscher Virchow gemeint: „Der langschädelige Arier hat nie und nirgendwo als Rasse existiert.“ Ein anderer hat festgestellt, daß Leibnitz, Kant, Schopenhauer, Luther, Goethe, Schiller, Beethoven und Bismarck kurzschädelig waren. Das war ein Trost für uns Kurzschädel. Von einem Arzt hörte ich, man könne durch ständige Seitenlagerung eines Kindes einen Kurzschädel heranbilden. Wie dem auch sei, Hitler hatte sich hier mit der ganzen Kraft seines Eigenwillens in eine fixe Idee verrannt, von der er das Heil der Welt erwartete. Im gleichen Atemzug hat er die Juden als die minderwertigste Rasse zu brandmarken gesucht, während sein Freund Willi Börger in seinem Buch

vom deu  
stellen,  
das Rasse  
wörtlich  
erbracht  
mentale  
darstelle  
ment an  
kann si  
erkenne  
heidnis  
hat. E  
berg ha  
als Ari  
wertige  
bei de  
„Man  
len, ob  
ist.“  
lers F  
half  
ter s  
Streic  
kunft  
Ansch  
Ents  
dig  
Blic  
und  
die  
ein  
sch  
nich  
erst  
des  
Und  
verk  
noch  
des  
bisch  
8 Lu

vom deutschen Wesen den Juden die Ehre antut, festzustellen, daß sie das einzige Volk auf der ganzen Welt seien, das Rassengesetze hatte und noch habe. Ja Börger schreibt wörtlich: „Die Juden haben als einziges Volk den Nachweis erbracht, daß streng durchgeführte Rassengesetze die fundamentale Voraussetzung für die Erhaltung einer Nation darstellen.“ Er führt dann die Stellen aus dem Alten Testament an, die diese Rassengesetze bezeugen sollen. Der Leser kann sie im Buche Esdras 9, 12 nachlesen, er wird dann erkennen, daß jener große Volksführer die Ehen mit den heidnischen Umwohnern aus religiösen Gründen verboten hat. Ein anderer Freund Hitlers, der unverfrorene Rosenberg hat den köstlichen Versuch gemacht, Christus den Herrn, als Arier nachzuweisen, um ihn so vom Fluch der minderwertigen Rasse zu retten. Dr. Konrad Algermissen sagt bei der Besprechung der Rosenberg'schen Bücher treffend: „Man faßt sich unwillkürlich an den Kopf, um festzustellen, ob man wacht oder träumt oder überhaupt noch normal ist.“ Und das war Hitlers größter Schulmeister. Von Hitlers Freunden und Mitarbeitern gilt das Schriftwort: „Einer half dem andern zum Verderben.“ 2. Chronik 20, 23. Unter seinen Mitarbeitern erwähnt Hitler besonders Julius Streicher, von dem er sagt, er sei von der Mission und Zukunft seiner Bewegung heilig überzeugt gewesen. Sein Anschluß an die NSDAP nennt er einen „grundanständigen Entschluß“. Wenn man aber wissen will, wie grundanständig dieser Streicher war, brauchte man nur einmal einen Blick tun in seinen „Stürmer“. Dieses Blatt war in Wort und Bild eine geistige Kloake übelster Art. Daß Hitler für diesen Schmutz kein Auge hatte, daß er dieses Erzeugnis eines kranken Gehirns und einer kranken Seele der deutschen Jugend darbieten ließ, wird ihm der mildeste Richter nicht verzeihen können. Er schreibt einmal vom Ende des ersten Weltkrieges, in jenen Jahren hätte sich das Extrem des Schlechten in der wundervollsten Art konserviert. (582) Und dieses Extrem des Schlechten war in Julius Streicher verkörpert. Die Katholiken des badischen Landes haben es noch nicht vergessen, in welcher zynischer Art dieser Freund des Führers einen Kampf gegen unseren hochverehrten Erzbischof Dr. Gröber inszeniert hat. Er hat allerdings vor der

Lauterkeit dieses Charakters ein beschämendes Fiasko erlebt und erlitten. Die Judenhetze in Hitlers Buch und in Streichers Teufelsblatt und die unselige Propaganda-Taktik des schlimmsten Beraters unter Hitlers Freunden, des Dr. Goebbels, haben schließlich zu jenem Synagogenbrand geführt, der dem deutschen Volk im Ausland die letzten Sympathien geraubt hat. Der Synagogensturm war aber genau so künstlich gemacht wie die Stürme gegen die Geistlichen und sonstige mißliebige Persönlichkeiten. Das Volk hat nichts davon gewußt. Unsere Priorin war an jenem Tag zufällig in Bühl, als der Ruf erscholl: „Die Synagoge brennt!“ Sie hat uns berichtet, wie die Leute von Bühl entsetzt dabeistanden und keine Worte fanden über diese Greuelthat. So groß war der Abscheu, daß das Schweigen sich bald in helle Entrüstung verwandelte und der Gauleiter Wagner sich veranlaßt sah, öffentlich die Drohung auszusprechen, dasselbe Schicksal werde auch den anderen Feinden des Staates bereitet, wenn sie nicht still seien. Das Alte Testament erzählt in den Königsbüchern von Saul und seinem bösen Geist, der ihn verfolgte und um sein Reich brachte. Nicht anders ist es Hitler ergangen. In jenen Königsbüchern wird einem übermütigen König gesagt: „Weil du die Edomiter geschlagen hast, bist du übermütig geworden. Freue dich deines Ruhmes und bleib zu Hause. Warum willst du das Unglück herausfordern und zu Fall kommen?“ 4 Könige 14, 10. Dieses Schriftwort paßt vorzüglich für diesen vom Wahnsinn infizierten Mann.

Hitler hat mehr als einmal menschliche und religiöse Anwendungen gehabt, aber der böse Geist hat sie — genau wie bei König Saul — sehr bald wieder erstickt. So spricht er einmal von einem künftigen deutschen Volk, in welchem die Bürger miteinander verbunden und zusammengeschmiedet seien durch eine gemeinsame Liebe und einen gemeinsamen Stolz (475). Auf der gleichen Seite jedoch gibt er den Grund an, warum diese Liebe in seinem Staat und in seiner Partei keinen Platz haben kann, behauptet er doch, die größten Umwälzungen auf dieser Erde wären nicht möglich gewesen, wenn ihre Triebkraft nicht fanatische, ja hysterische Leidenschaften gewesen wäre. Das Wort „fana-

tisch“ ist  
Reden.  
die seine  
Vernicht  
Buch, w  
danken  
ein opf  
Todessta  
(609). C  
20. Juli  
auf ein  
fertigur  
aussicht  
Stunde  
allem  
fert w  
Gehors  
Wahn  
De  
seiner  
z. B.  
Es se  
ster)  
hatte  
die i  
Zeit  
rage  
die  
Orc  
zah  
Die  
Jug  
Kir  
vers  
letzt  
seine  
erinn  
Stille  
Wahn

tisch“ ist ein Lieblingswort in seinem Buch und in seinen Reden. Fanatisch war sein Vernichtungswille gegen alle, die seine Meinung nicht teilten. Wie oft spricht er von der Vernichtung der Gegner. Typisch ist die Stelle in seinem Buch, wo er den Tyrannenmord behandelt und seine Gedanken schließt: „In solch einem Fall mag aus einem Volk ein opferwilliger Mann plötzlich hervorspringen, um den Todesstahl in die Brust des verhaßten Einzigen zu stoßen“ (609). Ob nicht dieser Satz vom verhaßten Einzigen zum 20. Juli 1944 inspiriert hat? In diesem Zusammenhang sei auf eine andere Stelle hingewiesen, die eine famose Rechtfertigung aller deutschen Soldaten ist, die rechtzeitig den aussichtslosen Kampf aufgaben. Die Stelle lautet: „In einer Stunde, da ein Volkskörper sichtlich zusammenbricht und allem Anscheine nach der schwersten Bedrückung ausgeliefert wird, dank des Handelns einiger Lumpen, bedeuten Gehorsam und Pflichterfüllung diesen gegenüber... reinen Wahnwitz“ (593).

Der Kirche gegenüber hat Hitler in seinem Buch und in seinem Leben eine Zwitterstellung eingenommen. Er hat z. B. anerkennende Worte über die Kirche und ihre Priester. Es sei nur eines angeführt: „Auf einen unwürdigen (Priester) treffen doch auch wieder tausend und mehr ehrenhafte, ihrer Mission auf das treueste ergebene Seelsorger, die in unserer heutigen ebenso verlogenen als verkommenen Zeit wie kleine Inseln aus einem allgemeinen Sumpf herausragen.“ Da muß man wieder die Frage stellen: „Wozu dann die berüchtigten Sittlichkeitsprozesse gegen Geistliche und Ordensleute, wozu die vielen Priester in Dachau, wozu die zahllosen Schikanen und Schulverbote gegen die übrigen?“ Diejenigen, welche die Doktrin seines Buches den Pg und der Jugend vortrugen und erklärten, haben alle Stellen, die der Kirche und den Priestern günstig hätten sein können, total verschwiegen und haben aus den anderen Irrtümern die letzten Folgerungen gezogen. So mußte der böse Geist in seinem Buch zu einer höllischen Unduldsamkeit führen. Ich erinnere an das Parteiprogramm. Hitler hat wohl im Stillen zugegeben, daß dieses Programm keine unfehlbaren Wahrheiten enthält, aber er hielt es für das Ziel der Macht-

ergreifung für richtig, das Parteiprogramm auf die gleiche Stufe mit den christlichen Dogmen zu stellen. Er läßt nicht daran rütteln. Er hat aber vergessen, daß die Dogmen des Christentums Offenbarungswahrheiten sind, während seine „Dogmen“ das Produkt politischer Leidenschaft sind. Die Wahrheiten des Christentums tragen die Gewähr des Sieges in sich, weil der Mensch nach Wahrheit dürstet, die sog. Wahrheiten des Nationalsozialismus brauchen zum Sieg Gewalt, rohe Gewalt. Hitler war überzeugt, das Recht zu besitzen für die Anwendung selbst brutalster Waffen (597). Was man vom Dogmenzwang der katholischen Kirche gefaselt hat, ist ein wahres Kinderspiel gegen folgende Aussprüche Hitlers :

„Der Nationalsozialismus muß grundsätzlich das Recht in Anspruch nehmen, der gesamten deutschen Nation... seine Prinzipien aufzuzwingen.“ „Die nationalsozialistische Lehre soll dereinst die Herrin der deutschen Nation werden“ (648). „Die Zukunft der Bewegung wird bedingt durch den Fanatismus, ja die Unduldsamkeit, mit der ihre Anhänger sie als die allein richtige vertreten.“ Auch für diese Gedanken beruft er sich auf das Christentum und wagt die tolle Behauptung: „Der einzelne mag heute schmerzlich feststellen, daß in die viel freiere antike Welt mit dem Erscheinen des Christentums der erste geistige Terror gekommen ist, er wird die Tatsache aber nicht bestreiten können, daß die Welt seitdem von diesem Zwange bedrängt und beherrscht wird, und daß man Zwang nur wieder durch Zwang bricht und Terror nur mit Terror.“ Man überlege sich einmal diese Sätze, dann wird man mit Dr. Algermissen sagen: „Soviele Behauptungen, soviele Irrtümer.“ Die Kirche kennt nur eine Intoleranz der Wahrheit, die darin besteht, daß sie die Menschen im Gewissen zur Wahrheit verpflichtet, wenn sie dieselbe erkannt haben, nie aber übt die Kirche eine Intoleranz durch Anwendung äußerer Gewalt gegen Menschen, die in einem unverschuldeten Irrtum sich befinden. In keinem christlichen Lehrbuch wird man Sätze lesen, wie: „Die Mitglieder der Bewegung haben den Haß der Feinde unseres Volkes zu ersehnen“ oder „Was haben unsere Regierungen getan, um in dieses Volk wieder den Geist...

männlich  
(386 und  
deutsche  
wie jen  
für uns

Hitl  
falsch  
und d  
menter  
Unter  
pheter  
einem  
eines  
punk  
Mens  
den  
Han  
Ged  
und  
sein  
Deu  
der  
ne  
ve  
D:  
ge  
d  
g  
d  
K  
w  
„C  
ge  
du  
de  
sei

männlichen Trotzes und zornigen Hasses hineinzupflanzen?“ (386 und 714). Nach Hitlers Meinung haben sie seit 1918 das deutsche Volk zu Tode regiert (714). Da geht es einem fast wie jenem Witzbold: „Früher ging es uns gut, heute besser, für uns aber wäre es besser, wenn es uns wieder gut ginge.“

## 26. Menetekel.

Hitler hat das Alte Testament gehaßt, weil er es grundfalsch verstanden hat, wahrscheinlich auch nie gelesen hat, und doch enthält das Offenbarungsbuch des Alten Testaments eine Weisheit, die auch einen Hitler vor Torheit und Untergang hätte bewahren können. Das Buch des Propheten Daniel berichtet im 5. Kapitel seines Buches von einem König, der sich verleiten ließ, die religiösen Gefühle eines unterjochten Volkes grob zu verletzen. Auf dem Höhepunkt seines Übermutes stehend, erschienen „Finger einer Menschenhand und schrieben dem Leuchter gegenüber auf den Kalk der Wand des Königspalastes. Als der König die Hand, die schrieb, sah, da entfärbte sich sein Antlitz. Seine Gedanken ängstigten ihn. Seine Hüftgelenke lösten sich und seine Knie schlotterten.“ Etwas später heißt es: „Auch seine Großen waren bestürzt.“ Als der Prophet Daniel zur Deutung der rätselhaften Schrift gerufen wurde, hielt er dem König zuerst eine eindringliche Strafrede. Er erinnerte ihn an die Weltmacht seines Vaters, an seinen gottvergessenen Stolz und die Strafe, die demselben folgte. Dann sagte er dem König: „Auch du hast dein Herz nicht gedemütigt, obgleich du dies alles wußtest; sondern gegen den Herrn des Himmels hast du dich erhoben... Was dort geschrieben steht, lautet: „Mene, Thekel, Phares.“ Dies ist die Deutung der Worte: Mene: „Gezählt“ hat Gott dein Königtum und ihm ein Ende gemacht. Thekel: „Gewogen“ wurdest du auf der Waage und zu leicht befunden. Phares: „Geteilt“ wird dein Reich und den Medern und Persern gegeben. Die Prophezeiung erfüllte sich in derselben Nacht durch die Eroberung der Hauptstadt und die Ermordung des Königs. Ich brauche die Anwendung auf Hitler und seine Großen nicht machen, die Ähnlichkeit ist so groß, daß

jedes Schulkind sie verstehen kann. Nur eines kann man nicht verstehen, daß Hitler und seine Großen von keiner Seite eine Belehrung und Warnung annahmen. Ich höre Hitler noch wie einen Wilden am Radio schreien: „Man verschone uns mit Hirtenbriefen und Enzykliken!“ Ich verstehe, daß die Siegerstaaten nun dem deutschen Volk eine Mitschuld aufbürden, weil es die Warnrufe der Welt nicht gehört und befolgt habe, weil es diesem pathologischen Regierungssystem kein Ende bereitet habe. Ich denke lebhaft an jenen gebildeten deutschen Ingenieur, der mir in der Eisenbahn — als wir ganz allein in einem Abteil waren — erzählte von seinen Eindrücken im Ausland und dann schloß mit den Worten: „Das ist unser Unglück, daß von unseren führenden Männern kein einziger die anderen Staaten und Völker in ihren Eigenarten kennt und würdigt.“ Aber es ist wahrhaftig nicht so, wie man vielfach in der Welt draußen glaubte, als ob wir uns nicht gewehrt hätten gegen unsere Bedrücker. Wenn die Toten reden könnten, wenn sie der Welt sagen könnten, was sie wegen der Liebe zur Wahrheit erdulden mußten, dann würde man sich in Ehrfurcht vor ihnen beugen. Ich erinnere an Dr. Gerlich, der in seinem „Geraden Weg“ (eine Wochenzeitschrift) einen Heldenkampf kämpfte, den er mit einem furchtbaren Tod bezahlen mußte. Ich erinnere an den gelehrten Monsignore Dr. Feurstein in Donaueschingen, der auf die Kanzel stieg und die Regierungsmänner an den Widerspruch erinnerte, der zwischen ihren Versprechungen und der bitteren Wirklichkeit bestehe. Er wanderte trotz seines Alters, trotz seines leidenden Zustandes, trotz seiner großen Verdienste auf allen Wissensgebieten ins Gefängnis und nach Dachau, von wo nach kurzer Zeit sein Tod gemeldet wurde. Ich erinnere an P. Kentenich, der einen überaus klugen und zielklaren Kampf eingeleitet hatte durch die Apostolische Bewegung von Schönstatt. Die Gestapo soll sich einmal geäußert haben, diese Bewegung von Schönstatt sei die größte Gefahr für den Nationalsozialismus. Sie war ständig auf dem Sprung, um einen Rechtsboden gegen den stillen Exerzitiemeister zu finden. Als das nicht glückte, steckte man P. Kentenich zuerst einige Monate ins Gefängnis in Koblenz,

dann brachte man ihn nach Dachau. Aber nicht einmal dort ist es gelungen, den Mund dieses Apostels zu schließen, wie wir es schon angedeutet haben. Ich erinnere an Dr. Max Metzger, den Gründer des Weißen Kreuzes, für den die Hinrichtung durch Köpfen noch eine Auszeichnung sein sollte. So könnte man in der endlosen Liste der Märtyrer und der Gemordeten fortfahren bis zum P. Sebastian Maier in Regensburg, der für den Versuch, die Stadt Regensburg zu retten, öffentlich gehängt wurde. Bischöfe und Priester, Laien aller Stände und Richtungen haben sich gewehrt gegen diese geistige Vergewaltigung, aber Hitler und seine Großen und Kleinen gingen ohne Wimperzucken über Leichen hinweg, sie machten ganz Deutschland zu einem Konzentrationslager. Der Prophet Amos schildert einmal ähnliche Verhältnisse in seiner Zeit und bemerkt: „Darum schweigt der Weise in dieser Zeit; denn es ist eine böse Zeit.“ Was Wunder, wenn auch die Besten nach außen geschwiegen haben, zumal die Denunziation hoch im Kurse stand!

Ist Hitler nicht der große Deserteur geworden? Hat er nicht über 20 Jahre von jedem Deutschen die größten Opfer gefordert? Und als die Stunde des größten Opfers für unser Volk kam, ist er desertiert.

Wenn ich nun Hitlers Leben und Hitlers Buch am Schluß meiner Berichte ins Licht der Betrachtung gestellt habe, so geschah das auf keinen Fall in der Absicht, über eine gestürzte Größe herzufallen. Ich habe Ekel empfunden, als ich im Jahre 1918 einen ehemaligen Hurrapatrioten öffentlich den Kaiser Wilhelm beschimpfen hörte. Im Buch der Weisheit steht das gewaltige Wort: „Die ganze Welt zieht mit ihm (Gott) zum Kampfe gegen die Toren.“ Es war eine große Torheit, in einem Manne von solch unsicherer Herkunft und mit so bedenklichen Anlagen und Eigenschaften einen Erlöser zu sehen. Es war ein Verrat am Gottesglauben, am Christentum und der Kirche. Es war, wie wenn

der Herrgott gesagt hätte : „Ihr habt mich abgesetzt und habt euer Vertrauen auf Hitler gesetzt, nun sollt ihr sein Geschick teilen.“ Der Missionar Gedat sagt in seinem Buche „Ein Christ erlebt die Probleme der Welt“, jedes Volk habe von Gott eine Mission erhalten. Wenn es in der Ausübung dieser Mission einen Irrweg einschlage, müsse es den Irrweg zu Ende gehen. Möge nun der Irrweg unseres Volkes zu Ende sein, möge unser leidgeprüftes Volk bald mit dem Propheten Nahum ausrufen dürfen: „Seht auf den Bergen die Füße des Freudeboten, der Heil verkündet.“

## 27. Dem Henker entronnen.

Vier Monate nach dem traurigen Kriegsende unternahm ich meine erste Reise über Freiburg, Donaueschingen nach dem Bodensee und Hohenzollern, um nach unseren abgeschnittenen Schwesternstationen zu sehen. Ich hatte einen Ausweis für das ganze badische Oberland mit Hohenzollern für den Monat August bekommen. Die Ruinenstadt um das Freiburger Münster war mir symbolisch: Die Kirche steht noch, aber das dritte Reich liegt in Trümmern. In Donaueschingen ruhte mein Auge wehmütig auf jener Stätte, die beim Fliegerangriff am 2. Januar 1945 das Grab meiner braven Nichte Martha Stehle geworden ist. An einem Samstag mittag kam ich in meine Heimat Urnau, die am 3. August 1944 um Haaresbreite vernichtet worden wäre. In unmittelbarer Nähe des Dörfleins fielen damals 70 schwere Bomben. In fast noch größere Gefahr war das Dörflein aber im April 1945 gekommen. Es bekam eine Einquartierung, von welcher die SS nichts erfahren durfte. Das ging so zu: Nach dem 20. Juli wurden eine Menge Offiziere verhaftet, weil man sie irgendwie in Zusammenhang mit dem Staufenberg'schen Attentat brachte. Einige waren schon zum Tode verurteilt, kamen aber dann auf die Festung Küstrin, um da ihr weiteres Schicksal abzuwarten. Im April 1945 war der Kommandant der Festung mit 21

Häftlingen ausgerissen und suchte im Zickzack durch Deutschland den Klauen ihrer Henker zu entgehen. Obwohl die SS allen Spürsinn aufwandte, entdeckten sie die Ausreißer doch nicht. Schließlich fanden sie eine Zufluchtsstätte im Pallotinerkloster Hersberg bei Immenstaad am Bodensee. Wenn ich recht unterrichtet wurde, bestand aber hier Gefahr, entdeckt zu werden. Den Patres dort war das einsame und abgelegene Urnau mit seinen zuverlässigen Bewohnern, seinem idealen Pfarrherrn und seinem allgemein beliebten Bürgermeister wohl bekannt. So entschloß man sich, in aller Stille und Heimlichkeit dorthin überzusiedeln. Im Musikzimmer der barmherzigen Schwestern (es sind Neusatzecker Dominikanerinnen in Urnau) fand eine geheime Sitzung der Offiziere statt, in welcher wohl alle Vorsichtsmaßregeln gegenüber der suchenden SS getroffen wurden. Wie notwendig diese Vorsicht war, zeigte sich bald. Eines Tages ging ein SS-Mann an meinem Elternhaus vorüber und sah durch das Fenster einen Mann in Zivil in der Wohnstube sitzen. Ganz unauffällig fragte er meine älteste Nichte, wer dieser Mann sei. Er bekam prompt zur Antwort: „Das ist mein Onkel.“ Der Offizier ist nämlich sofort bei der Aufnahme zum Onkel ernannt worden. Etwas erstaunt fragte der Späher weiter: „Sie haben aber noch einen jungen Onkel.“ Da lachte meine Nichte herzlich und entgegnete: „Ja wissen Sie, mein Onkel ist älter, als er aussieht, und ich sehe jünger aus, als ich bin.“ Diese lachend und harmlos hingeworfenen Worte überzeugten den Frager, daß er sich doch geirrt habe, er ging weiter und kam nicht mehr. Dafür rückte zum Glück der deutschen Offiziere und der Urnauer das französische Besatzungsheer ein und besetzte alle Ortschaften ringsum, nur Urnau erhielt keine Besatzung, nachdem festgestellt wurde, daß die Gemeinde unter großer Gefahr die von Hitler verfolgten Offiziere aufgenommen hatte. Auch der redliche Bürgermeister A. Risch blieb in seinem Amte mit der Verpflichtung, dafür zu sorgen, daß die Offiziere nicht ohne Erlaubnis den Ort ver-

ließen. Über den Geist dieser Gemeinde bekam die französische Besatzung ein klares Bild, als die Männer des Ortes auf das Rathaus bestellt wurden, um festzustellen, wieviele unter ihnen der Partei nicht angehörten. Es waren beinahe alle. Die sich der Partei angeschlossen hatten, waren harmlose Bürger, die keine Ahnung von den Absichten des Nationalsozialismus hatten und heute froh sind, daß sie von ihren „Würden“ befreit sind.

Es wird den Leser nun am meisten interessieren, um welche deutsche Offiziere es sich in Urnau handelte. Ich will sie so anführen, wie sie auf meiner Liste stehen, ohne jeden Kommentar zunächst:

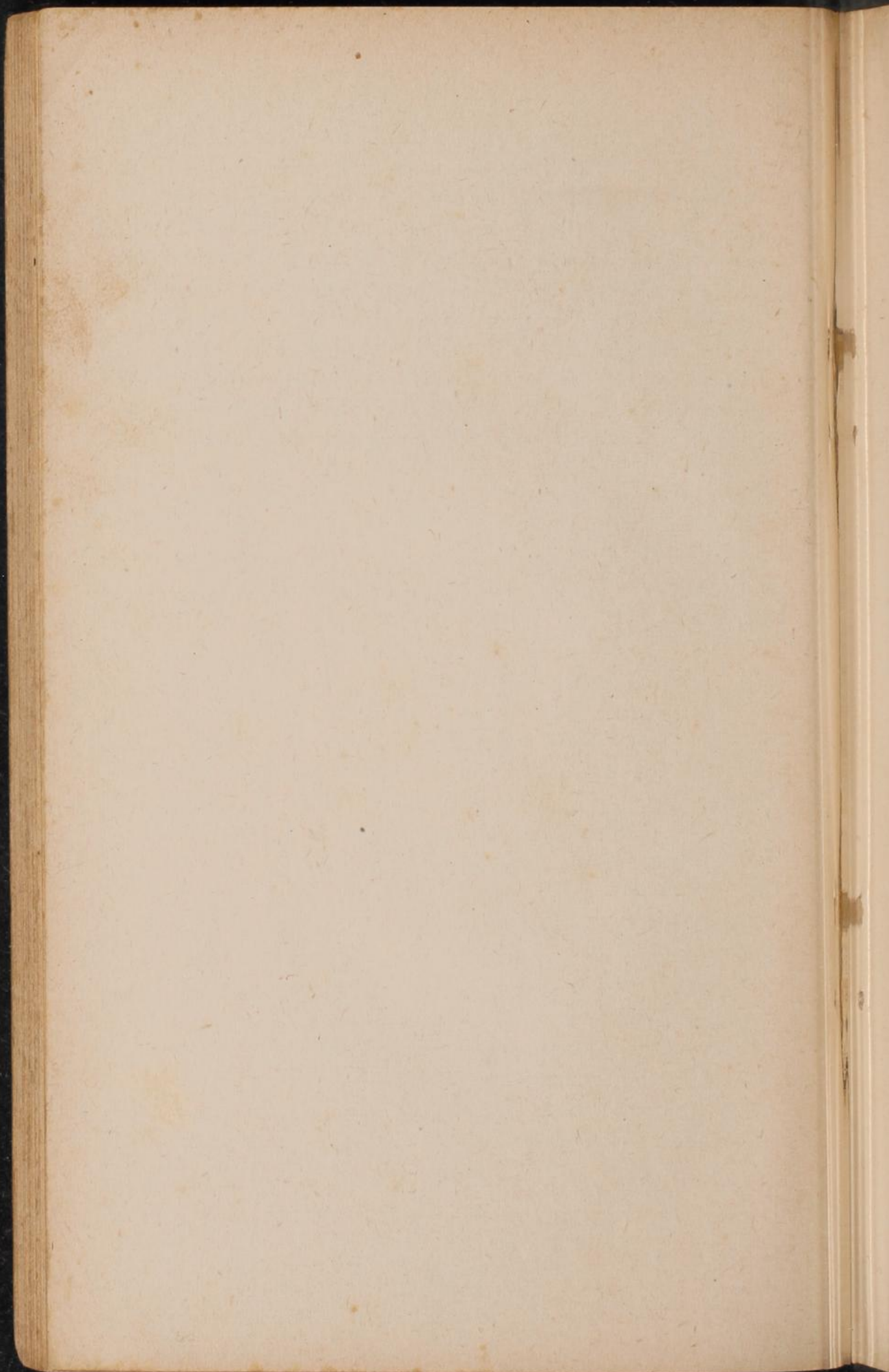
1. Schaal Ferdinand, General der Panzertruppen,
2. v. Esebeck Hans Karl, General der Panzertruppen,
3. Groppe Theodor, Generalleutnant,
4. Dr. Speidel Hans, Generalleutnant,
5. van Roell, Generalleutnant, Oberbefehlshaber der Kgl. Nied. Armee,
6. Rieger Leopold, Generalmajor,
7. von Freymann Walter, Oberstleutnant,
8. Fellgiebel Hans, Oberstleutnant,
9. v. Kluge Günter, Oberstleutnant,
10. Wolter Franz, Oberstleutnant,
11. Bachmann Friedrich, Major d. R.,
12. Hoepner Joachim-Eberhard, Major,
13. v. Hassell Johann-Dietrich, Major,
14. Sokem Dr. med., Stabsarzt d. Res.,
15. Rendedal Konrad, Offizier d. Res.,
16. Paulus Ernst, Hauptmann,
17. Wirmer Ernst, Leutnant,

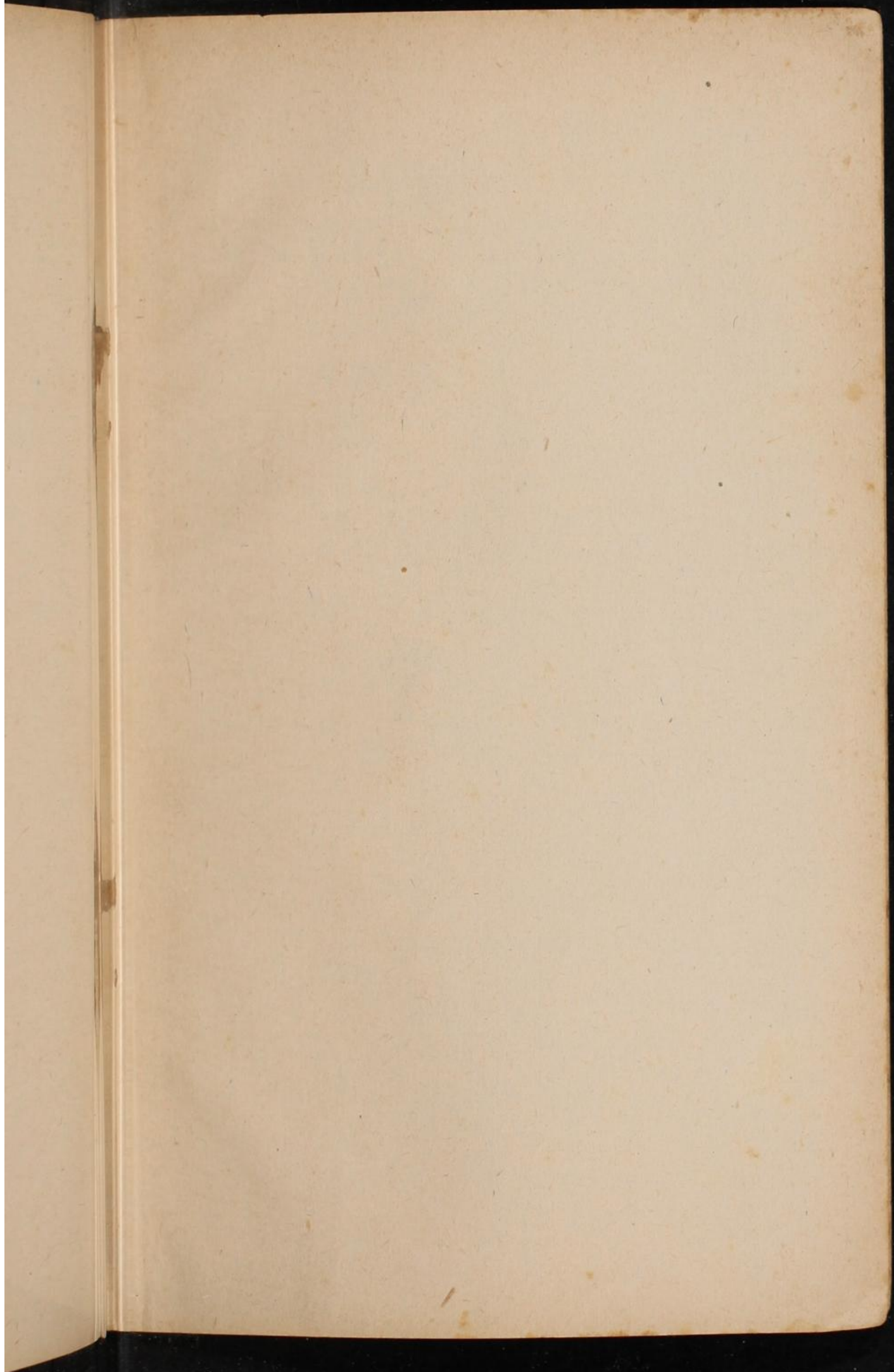
18. Leussing Fritz, Major d. Res., Kommandant der Festung Küstrin,
19. Reichert Hubert, Oberleutnant d. Res.,
20. Schönemann Herbert, Steuermann,
21. Ballay militär. Attaché der Tschechoslowakei.

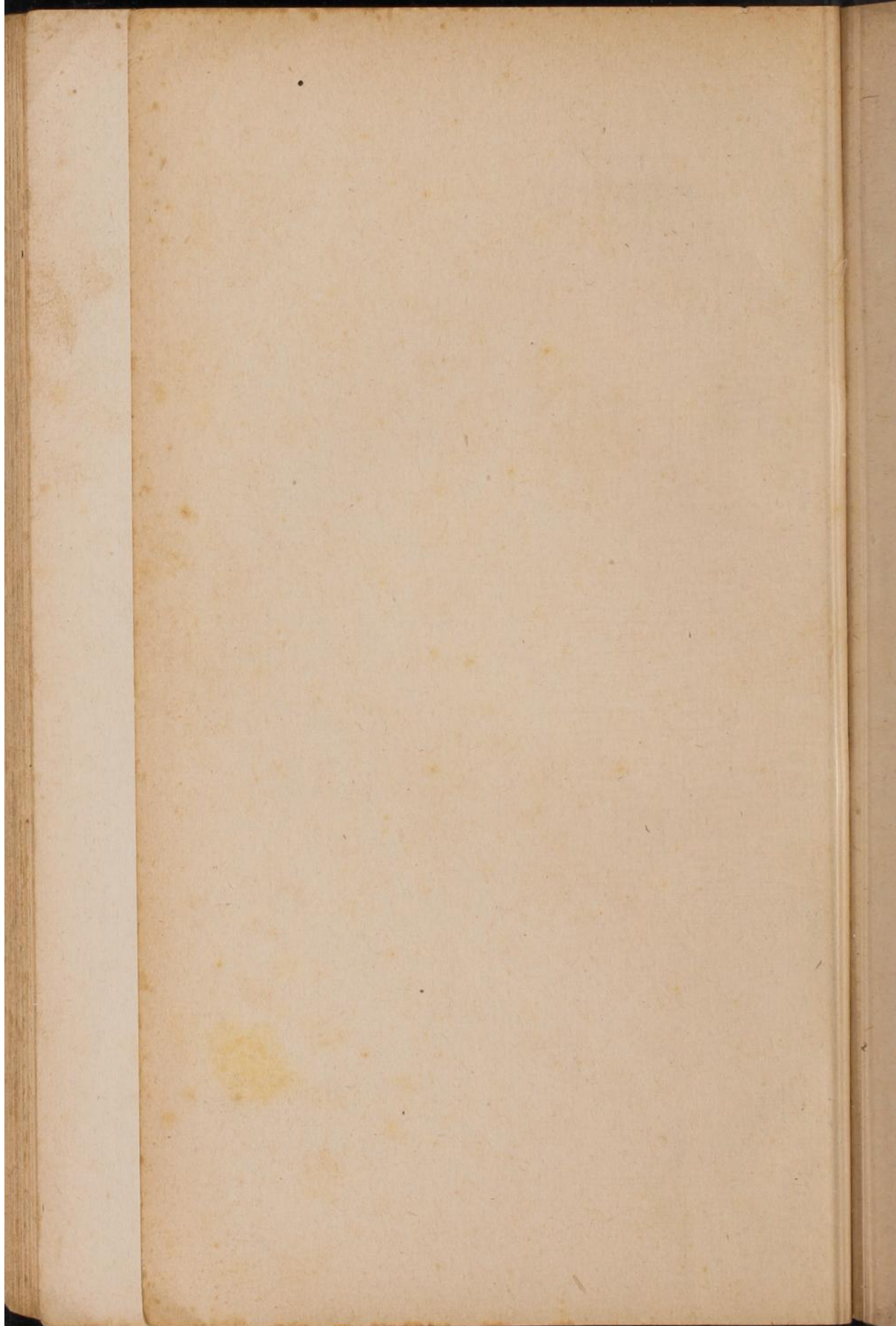
Die Herren aus Norwegen, Holland und der Tschechoslowakei waren bereits entlassen. Die zwei Norweger waren bei meinem verstorbenen Bruder einquartiert und fühlten sich wohl in den einfachen Verhältnissen. Der junge Paulus und Wirmer hatten ihr Heim bei den Krankenschwestern gefunden. Paulus war eben abgereist, um seine Frau zu suchen. Kaum war er weg, als ein Brief eintraf mit der Mitteilung, daß seine Mutter im Revier in Dachau gefunden worden und nun in einem Krankenhaus in München sei. Mit Leutnant Wirmer, der in seinem Zivilberuf Jurist ist, habe ich mich öfters unterhalten. Sein klares Urteil war mir Beweis genug, daß er ein Feind der „Hitlererei“ sein mußte. Sehr temperamentvoll kam das zum Ausdruck bei General Groppe, der ein praktizierender Katholik ist und als „schwarzer General“ von vornherein als politisch unzuverlässig gelten mußte. Er war längere Zeit in Frankfurt a. M. im Zuchthaus. Seine Gemahlin, die ihn in Urnau besuchte, machte einen schlichten und lebenswürdigen Eindruck. Es war alles echt und gerade bei diesen Menschen, die so viele Ideale und eine packende patriotische Gesinnung jahrelang an den Tag legten und so furchtbar enttäuscht wurden. In der trefflichen Familie Markus Eichenhofer war der Kommandant der Festung Küstrin einquartiert, dieser tapfere Offizier, der seine Kameraden unter großer eigener Gefahr vor den Henkern rettete. Zufällig war ich auch dort Schlafgast, weil mein Elternhaus gleichfalls belegt war. Nach Feierabend saßen wir beisammen, plauderten oder „vergnügten“ uns mit dem Spiel „Mensch, ärgere dich nicht“. Dabei kam es vor, daß das

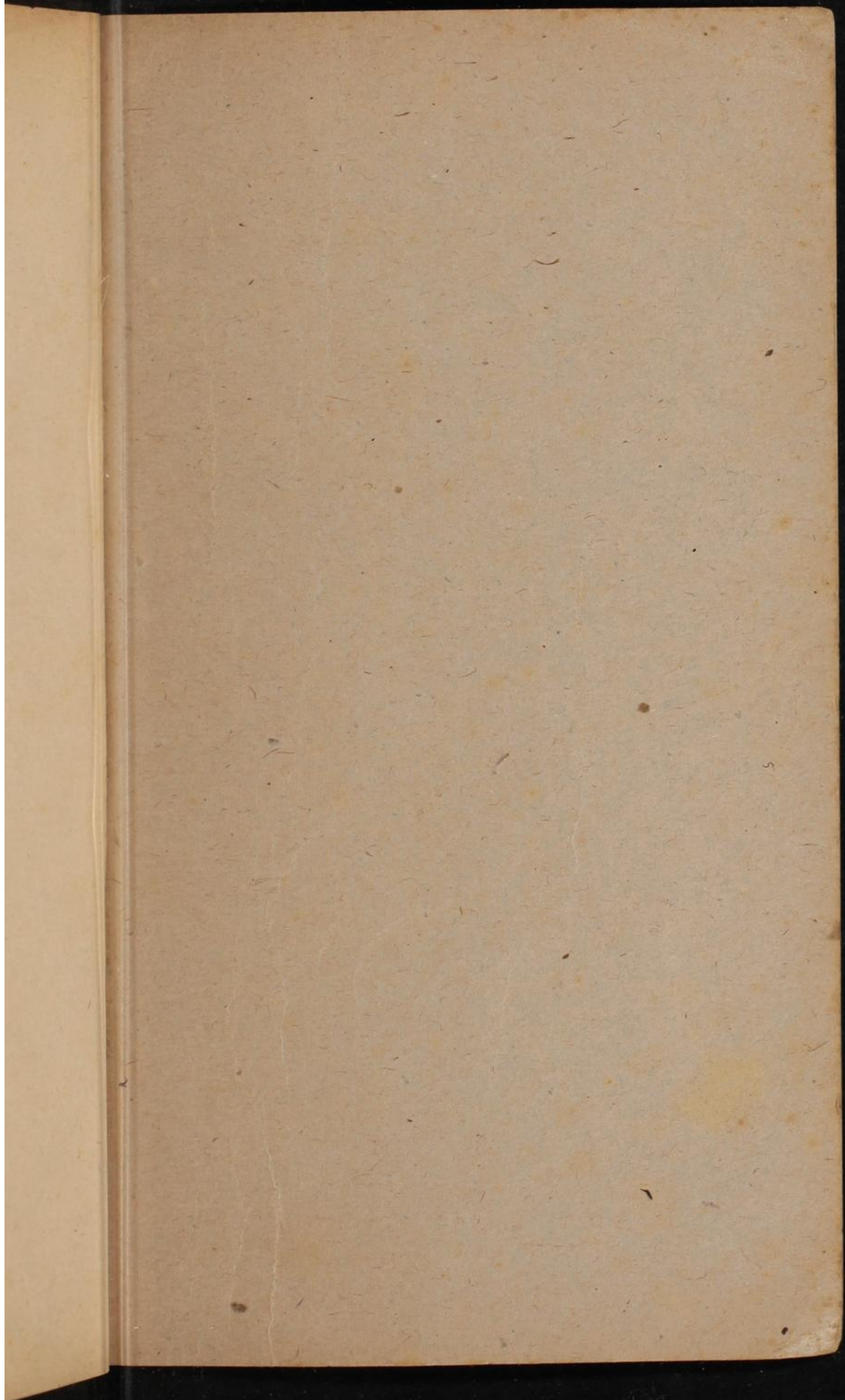
jüngste Töchterlein der Familie mit unschuldigster Miene den gefeierten Festungskommandanten aus dem Spielfeld hinauswarf. Er konnte dann mit strenger Miene sagen: „Frau Eichenhofer, ich habe mich in Ihrem Töchterchen getäuscht!“ Der Oberstleutnant v. Freymann, der bei meinem Bruder untergebracht war, benützte seine Musezeit, um sich als Porträtmaler weiterzubilden. An schönen Tagen gingen die Herren auch in die großen Wälder ringsum und holten ihr „Fleisch“, will heißen Pilze. Der stets zu launigen Bemerkungen aufgelegte Bürgermeister leistete sich einen Scherz, der überall Schmunzeln auslöste. So oft er den Namen des Majors Bachmann zu schreiben hatte, schrieb er versehentlich „Bauchmann“ und strich dann das u sorgfältig durch. Des öfteren kamen auch werthe Besuche, um nach den Verfolgten zu schauen, so der Prinz Bertold von Saalem, der Herzog von Braunschweig (ein Neffe des englischen Königs u. a. m. Auch Frau Rommel war einmal in Urnau und erzählte, mit welchem Zynismus ihr Mann durch die berühmte Giftampulle weggeschafft wurde, wie man ihm noch ein Staatsbegräbnis versprach, wenn er sich freiwillig vergifte, wie dann der Beauftragte des Führers die Frechheit hatte, der Frau des Gemordeten das Beileid des Führers auszusprechen. Am Vorabend meiner Abreise erhielt ich den Besuch des Generals Groppe und seiner Gemahlin und ich muß sagen, ich gewann diese edlen Menschen lieb. Trotz ihres nicht beneidenswerten Geschickes dachten sie nicht an sich selbst, sondern nur an den noch selbstloseren Pfarrer und Geistlichen Rat Schmieder von Urnau, für dessen Haushalt sie doch eine schwere Belastung zu sein vermeinten. Ich beruhigte sie mit dem Hinweis, daß Pfarrer Schmieder ohne solche Belastungen gar nicht zufrieden sei, ja daß er sich selbst solche und ähnliche Belastungen schaffen würde, wenn sie nicht da wären. Das habe ich ja erlebt bei der Gründung der Schwesternstation, die einzig sein Werk war.

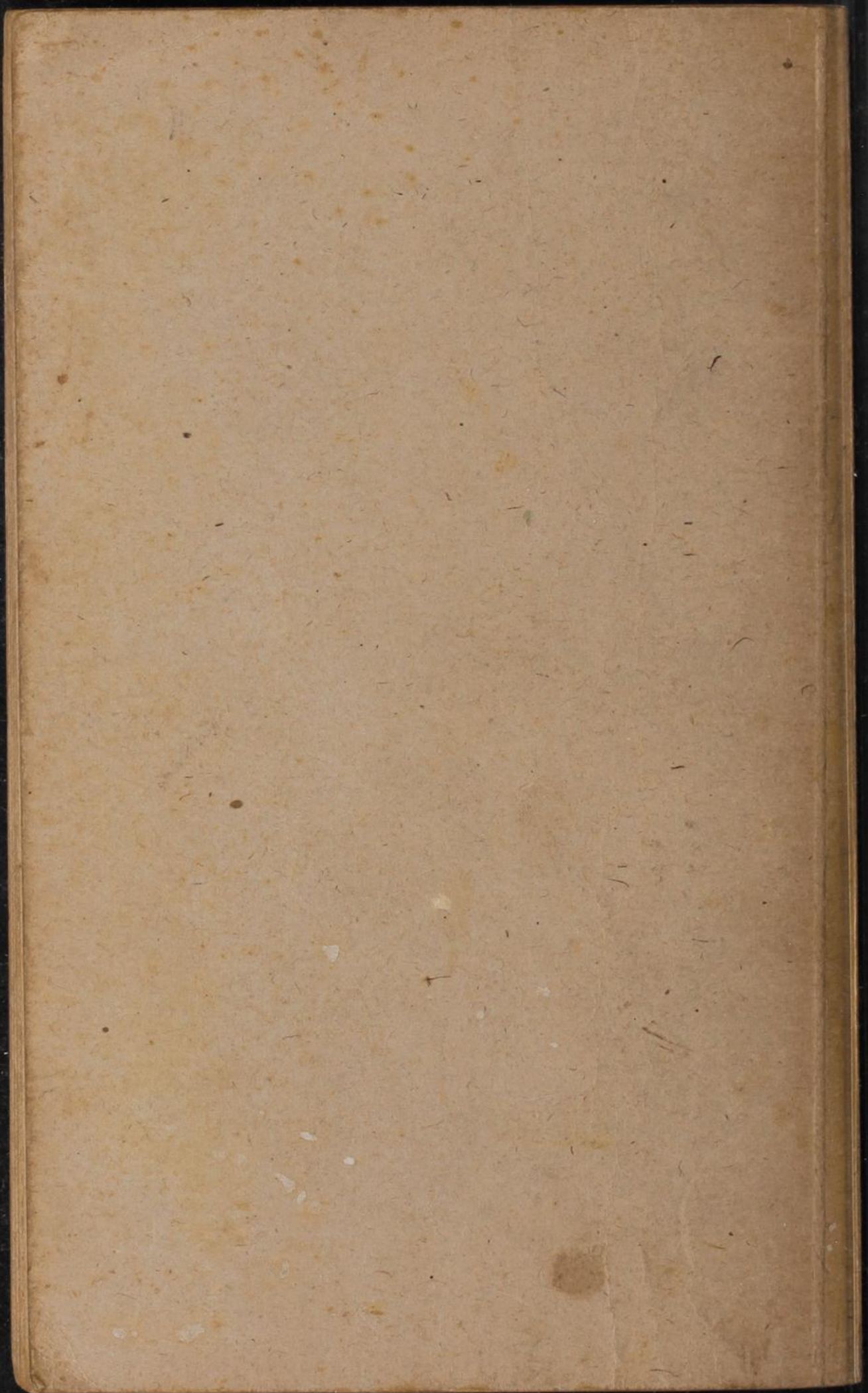
Die kurze Zeit meines Heimataufenthaltes machte es mir unmöglich, mit allen Offizieren zu sprechen, aber die wenigen Minuten der Unterredung mit diesem und jenem zeigten mir, daß sich in Urnau zwei Welten berührten: die Welt der führenden Männer (im guten Sinn) und die Welt des schlichten unverbildeten Volkes. Beide werden lange davon zehren und wenn einmal die Geschichte dieses für Deutschland so unseligen Krieges geschrieben wird, wird das kleine Urnau, wie hier am Schluß, eine ehrenvolle Erwähnung finden, weil es redlich mitgeholfen hat, daß tapfere und vernünftige deutsche Offiziere dem Henker entronnen sind.











UB Gießen

→ 95

# Colour & Grey Control Chart

Dan  
Pic



## Priesterschicksale

Erlebnisse, Erinnerungen und Erkenntnisse  
aus schwerer Zeit (1933 – 1945)

Erzählt vom Onkel Klemens

